Hefte für Büchereiwesen

Der Volksbibliothekar und die Bücherhalle

Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung Hans Hofmann



Heft 3
Der Mitteilungen 12. Band

Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (vorm. Österreichischer Schulbücherverlag)
Wien 1928 Leipzig

Bezugsbedingungen

Preis des Jahrganges, 6 Hefte im Umfange von 21 Bogen, 6 Goldmark; Einzelhefte 1.50 Goldmark. — Mitglieder der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und ihrer Unterverbände sowie der Preußischen Volksbücherei-vereinigung erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. Die Mitglieder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare sowie die Mitglieder der der Zentralstelle angeschlossenen Landesvolksbildungsorganisationen erhalten bei Bezug durch Vermittlung ihrer Verbände bedeutende Ermäßigungen

Sitz des Verlages: Wien, I. Bezirk, Schwarzenbergstraße 5

Sitz der Schriftleitung: Leipzig N 22, Richterstraße 8

Inhalt dieses Heftes

Diesem Heft liegt ein Abbildungsblatt der Fahrbaren Bücherei des Verbandes der Volksbüchereien im Saargebiet bei

Hefte für Büchereiwesen

Mitteilungen
der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung Hans Hofmann

12. Band Heft 3

Berufskunde

Carl Hauptmann

Vorbemerkung: Am 11. Mai dieses Jahres wäre Carl Hauptmann, der 1921 Verstorbene, ein Siebzigjähriger gewesen. Ein Gesamtbild seiner Persönlichkeit oder eine Sammelbesprechung seiner vielen Werke soll im folgenden nicht gegeben werden. Es kam mir nach einem Wunsch der Schriftleitung nur darauf an, einen wichtigen Wesenszug seines Schaffens herauszustellen, an dem seine Bedeutung für die volkstümliche Bücherei besonders sichtbar wird. Dementsprechend konnte ich von einer Würdigung des gesamten dramatischen Werkes wie großer Teile der Prosaschriften absehen. Das bedeutet keine Abschätzung von Carl Hauptmanns vielschichtigem Werk, sondern nur die Hinwendung zu den Dichtungen, die für die Volksbildungsarbeit, für die konkrete Aufgabe der volkstümlichen Bücherei im engeren Sinne von besonderer Wichtigkeit sind. Der Verfasser

Carl Hauptmann teilt das Geschick vieler deutscher Dichter: dem Namen nach bekannt, den Werken nach unbekannt zu sein. In seinem Falle tritt als Erschwernis hinzu die Nähe seines jüngeren Bruders Gerhart, dessen frühzeitiger und später tief in die Nation eingewurzelter Dichterruhm ihn scheinbar in Schatten stellt. Hinzu kommt aber auch ein im Menschlichen und Künstlerischen Begründetes: Carl Hauptmann, nach Anfängen wissenschaftlichen Studiums zum dichterischen Schaffen sich neigend, verbrachte sein Leben still, zumeist (wenn nicht auf Reisen) zurückgezogen in seine geliebte schlesische Heimat, auf sein einsames Bauernhaus in Schreiberhau. Aus dieser Stille und Naturnähe erwuchsen, oft ebenso elementar wie Naturvorgänge, zugleich auch ebenso scheu und wie unberührbar jene vielen Werke, Dramen, Gedichte, Erzählungen und Geschichten, Werke, die alle in tiefer Verbundenheit miteinander stehen, die alle ein gleiches Pochen und Sehnen des Blutes in sich tragen, das in seinen jähen, rastlosen Wallungen immer und immer das Geheimnis umkreiste, das Geheimnis des eigenen

Wesens, der Heimat und der Welt. Es ist nicht leicht, die oft nur raunende, ja stammelnde Stimme dieses Dichters ganz zu verstehen. Mehr als sonst gehört eine gewisse innerliche Verwandtschaft dazu und die Fähigkeit, seltsamen Träumen, grüblerischen Gedanken, einem faustischen, ja titanischen Suchen und Drängen der Seele mit Bereitschaft zu folgen.

Carl Hauptmann hat sein dichterisches Schaffen als Erzähler begonnen. Hier, in der Geschichte, der Erzählung, liegt auch das eigentlich volkhafte Element dieses Dichters. Hier kann am schärfsten sichtbar werden, was uns zu erkennen wichtig ist: seine volkhafte und volkbildende Bedeutung.

Carl Hauptmann schuf — ähnlich wie sein Bruder — sofort aus dem Kern seines Wesens heraus. Träumerische, zarte lyrische Skizzen, Seelenbekenntnisse, unreif in der Form, aber ganz wahr im Gewollten, entstanden und vergingen, wie sie entstanden. Aber die dichterische Seelenkraft war durchgedrungen, und es begann ein auf das Innere gerichtetes Leben mit seinem Glück und Leid, seinen nie erschöpfbaren Versuchen, den springenden Quell zu fassen und unverdorben und rein, wie einen Trunk klaren Bergwassers, hinzureichen, wem davon zu trinken verlange. Zwei Grundelemente und Grundtriebe seines dichterischen Schaffens treten gleich am Beginn deutlich heraus. Die Natur- und Heimatverbundenheit und (ihr Gegensinn und doch ihr zugehörig) die Heimatlosigkeit der einsamen Seele, die unruhvolle, dunkle Sehnsucht, heimzukehren in das Wesen des Seins, des eigenen Seins, des Heimatlandes und der Welt. Carl Hauptmanns tiefster dichterischer Grundzug bleibt die Mystik, wie sie beheimatet ist im Lande Jakob Böhmes und des cherubinischen Pilgers. So trägt er auch unverkennbar und viel stärker als sein Bruder, dessen Stärke der Realismus war und ist, das Erbe der Romantik, also echt deutsche Züge, unterweltlich und überweltlich, gnomenhaft, elbisch der Natur nach, stürmisch scharf, glühend dem Geist nach, irdischer Bruder des Berggeists. Und auch im Sprachlichen, diesem unausweichlichen Kriterium jedes Sprechenden oder Schreibenden, vornehmlich des Dichters, werden diese beiden Grundzüge sichtbar. Carl Hauptmanns Sprache quillt aus echtem Leben. Seine Sätze, mehr gesprochen als geschrieben, sind von jener eigentümlich breiten und zähen Diktion, jener grüblerischen Dichte und Zerklüftung, die seiner Bergnatur gleichsam abgelauscht scheint, den merkwürdig-knorrigen Bewohnern des Riesengebirges. Zugleich aber liegt etwas Gespanntes, allzu Eigenwilliges in diesen Sätzen, ein fast gequältes Suchen, das sich in dem wie monotonen, stockend-stoßenden Rhythmus äußert. So steht sein Sprachstil in der Gefahr, spielerisch zu werden, absichtlich verschnörkelt und verkraust und darum ermüdend, wenn nicht leer zu wirken.

Zwei größere Prosawerke, die uns hier besonders angehen, wie eine Reihe Erzählungen, die zwar durchaus nicht gleichwertig, aber doch gleicher-

maßen verbunden sind, bekunden deutlich jene beiden Grundkräfte des Dichters: seine Heimat- und Naturnähe und die ewige Sehnsucht nach Ergründung dieser Heimat.

*

1902, gleichzeitig mit dem ersten Roman Mathilde, erschienen jene kleinen Erzählungen Aus Hütten am Hange, die Heimatkunst im echtesten Sinne waren, Geschichten aus dem schlesischen Volke, schon in einem eigenen realistisch-phantastischen Ton erzählt, da die alltäglichen Geschehnisse des natürlichen Lebens von innen aus geschaut sind, von ihrer märchenhaften, im echten Sinne poetischen Seite.

Etwa die Bradler Kinder, eine Erzählung von Kindern ehrbarer Eltern, die — aus welchem verborgenen Bluttriebe auch immer — heimlich ein Diebesleben führen, das jede Fessel der Gesittung sprengt. Oder die aufrührende Geschichte vom Schadenfeuer, das der verdorbene Dorfmensch, weil er von Haus und Hof seiner Geliebten verjagt, in unbegreiflich wilder Rachgier angelegt. Solche Geschichten, wie auch die anderen, die düstere von der verlorenen Heimstätte und die von dem letzten Willen der alten sterbenden Bauersfrau, daß ihr Häusel den Kindern verbleibe und nicht Wohnort einer neuen Frau werde, die der noch rüstige Mann heiraten könne; oder die Geschichte von der roten Liese, der Einfältigen, die die Frau eines Siebzigjährigen wird und schuldlos-schuldig ihre Mutter, die diesem als Haushälterin gedient, verdrängt und in die Fremde treibt, wie die Erzählung von dem stummen Wandel einer frommen, zarten Dorffrau, die für eine Spanne durch ihr Mutterglück aus dem Schweigen und Versonnensein aufblüht, um nach dem Tode des Kindes tiefer, bis zum eigenen Tod, hinabzusinken in das schicksalhafte Verschlossensein und stumme Sehnen nach Erlösung: das alles sind Themen, die der Dichter anschlägt; Bilder und Worte, die in der Schärfe, mit der sie die harte erddumpfe Wirklichkeit geben, mehr noch als Naturmalerei sind, die die ganze Tiefe dieses Dichters in sich tragen, das Grübelnde, Sinnende, Sehnende, das den dunklen Trieben des Blutes und den geheimnisvollen Mächten des Schicksals Unterworfene, Kraft und Atem der rauhen Bergnatur seines Heimatlandes. Die besondere Stärke, die gerade diesen ersten Geschichten verliehen ist, liegt, wie ich glaube, in dem Erdigen, Schwerblütigen, das immer über sich selbst hinauskommen will, hinaus zur Leichte und Schönheit, zu Glanz, Erlösung und Freiheit. Carl Hauptmanns dichterische (und wohl auch menschliche) Kraft gleicht der des Antäus; im Ringen mit dem übermächtigen Geist saugt er immer neue Stärke aus der Berührung mit Fels und Gestein, Gebirge und Heimatland, aus der Berührung mit dem mütterlichen Boden der Erde. Fast alle Geschichten, die rein in der künstlichen Atmosphäre der „Gesellschaft" spielen, zeigen in ihrer viel schwächeren, oft ganz matten, ja leeren Wirkung, wie

viel für Carl Hauptmann die Bodenverwurzelung bedeutet, das Nahesein den wirklichen Dingen und überrationalen Mächten. Alle diese anderen Geschichten, die ich im einzelnen nicht benenne (als Beispiel etwa Graf Michael), empfangen ihren Sinn auch nur aus dieser einen Grundkraft: Immer zeigt sich der Fluch abgesplitterten Lebens, mag es noch so genial, begabt und bewundert sein, immer jene dunkle Sehnsucht, diesem unbefriedigenden Getriebe zu entkommen, ob in Tiefen oder Höhen gleichviel, hinauszutreten in freiere Luft und stärkere Wirklichkeit.

Eine Lösung, auch im Geistigen, kann dieser so faustische Dichter darum nie geben: es bleibt Sehnen, Fragen und Suchen. Wo diese Lösung gefunden sein soll, wie etwa im Schlusse des Einhart oder in dem kürzlich aus dem Nachlaß veröffentlichten Fragment der Tantaliden, verspürt man — das ist jedenfalls mein Eindruck — ein Ungenügendes. Nicht das Titanische an sich, das Problematisch-Abgründige, auch nicht das Geniale allein ist es ja, was wir hier, in diesem Zusammenhang, von dem volkhaften Dichter erwarten. So, glaube ich, wird die volkstümliche Bücherei das Wesentliche Carl Hauptmanns stets in jenem großen Teil seiner Werke suchen und finden, in denen das deutsche Heimatland als mütterlicher Boden seine verborgenen, aber die Menschenseele stärkenden und erneuernden Kräfte ausgewirkt hat, in denen der Dichter als Frager und Rufer seiner Täler, Matten und Berge und ihrer einfachen, suchenden, unruhvollen Menschen zu uns spricht. Neben den „Hütten am Hange" und einigen ähnlichen Skizzen und Erzählungen (zurzeit vereint in den **Miniaturen** und dem Buche **Schicksale**) steht hier besonders der erste Roman des Dichters **Mathilde**, „Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau", wie er im Untertitel genannt ist.

Hier ist ganz einfach und, wie wir von Hauptmann selber wissen, ohne Absicht, rein aus dem Wachsen einer ersten und kurzen Geschichte, der Roman einer Arbeiterin entstanden, eines Dorfmädchens, das in die Stadt kommt und von Stufe zu Stufe ihr schweres, nicht ungetrübtes, vielfach angefochtenes Leben ruhig und aufrecht durchschreitet. Es ist falsch, diese Geschichte als naturalistische Heimatkunst anzusehen, analog den Erzählungen eines Anzengruber oder Polenz. Hier ist mehr gegeben: der einfache und doch vorbildliche Wandel eines volkhaften Menschen, die Unberührbarkeit und Wegsicherheit des naturechten Weibes. Wie hier das Leben sich verdichtet und wieder löst, wie es ausschwingt im starken und sicheren, vorbestimmten Rhythmus, das ist mit einer solch zurückhaltenden und doch erregten Anteilnahme, einer solchen Mitwisserschaft und innigsten Mitleidenschaft gestaltet, daß wir, wie wir auch zu Einzelheiten des Buches uns stellen mögen, das Ganze freudig und ungebrochen auf uns wirken lassen können. Ein Ganzes, das, ohne trivial zu sein, Alltag und Arbeitsfron,

Feierstunde und Lebensglück des gewöhnlichen Menschen, des wirklichen Volksmenschen in sich faßt, das nicht bloß als nüchternes Abbild, sondern — aber wiederum ohne jedes falsche Idealisieren, jedes Romantisieren — als echtes Vorbild eindringlich zu uns spricht. Darauf gründet sich vor allem der volkserzieherische Wert dieses Buches, das in ganz anderem Maße als etwa der Einhart begreiflich, weil objektiv ist. Gerade die Büchereibewegung, die in die Richtung der Tiefe zu arbeiten bestrebt ist, wird jedes Werk aufs wärmste begrüßen müssen, dessen Allgemeingültigkeit innere Qualitäten, wirkliche Tiefe nicht ausschließt. Im besonderen Maße trifft dies auf Carl Hauptmanns Mathilde zu, ein die Zeiten überdauerndes, weil rein menschlich und echt volkhaft geschaffenes und gestaltetes Werk.

Mit dieser Feststellung ist an sich nichts gegen das andere und bekanntere Buch gesagt, den Roman Einhart der Lächler. Durchaus subjektiver, durchaus loser, geöffneter in Form und Sprache, erscheint dieser typisch individualistische Entwicklungsroman für das Verständnis von Carl Hauptmanns Persönlichkeit vielleicht bedeutungsvoller, für uns aber, das heißt für die Allgemeinheit, weniger wichtig. Denn hier wird eine gewisse Romantik, die unserer Zeit nicht mehr gemäß ist, noch allzu deutlich spürbar. So konnte eine bestimmte Generation, die ältere der Jugendbewegung und in ihren Anfängen einige zeitgenössische jüngere Schriftsteller, in diesem Roman den eigentlichen Hauptmann wiederfinden und etwas Vorbildliches in ihm erblicken. Versuchen wir von uns aus den Kern dieses kultivierteren und geistig erfüllteren Buches kurz zu erfassen, so gibt auch hier, wie ich schon oben bemerkte, die Entwurzelung, die Heimatlosigkeit den Sinn dieser stark autobiographischen Lebensgeschichte eines Künstlers. Die Flucht aus der Leere der Gesellschaft, des Bürgertums, der Gemeinschaft des Berufes, Standes und Staates, ohne eine Flucht in tiefere Wirklichkeiten zu sein, ist das typische Schicksal und Problem der Romantik. Doch das modernere ist auch das schwächere Schicksal, weder der Weg Werthers noch Hyperions, sondern der des kraftlosen, genialischen (nicht genialen) Individualisten im ausgehenden 19. Jahrhundert. Nicht in der Einsamkeit, wenn sie nicht prophetisches Amt, sondern in der Gemeinschaft liegt das unserer Zeit Notwendige und Wichtige. Im Gegensatz aber zu einem so individualistischen Gebilde wie dem Einhart-Roman wird uns erfreulich klar, daß Carl Hauptmann im Grunde seines Wesens stets Kraft und Zuspruch aus der ewigen Natur empfing und empfangen auch für uns gestaltet hat. Das schönste Zeugnis — außer der Mathilde und den Geschichten Aus Hütten am Hange wie einigen der Novellen „Schicksale" — im Prosawerk dieses Dichters scheint mir in diesem Sinne sein Rübezahlbuch zu sein. Genial, wie es nur ein Dichter tun kann, hat hier Hauptmann den Kern seines Wesens und seiner Heimat in einem gültigen Symbol leicht und

doch gewichtig, frei und doch tief erfaßt und gestaltet. Echtes Volksgut aufersteht in den Händen eines dem Volke und seiner Landschaft innig Vertrauten, eines, der mit hellem Ohr und scharfem Auge gelauscht und geschaut hat auf die Gründe und Untergründe seiner Heimat, seines eigenen Wesens, das vielfach wiedergeboren in der schützenden, nährenden, undurchdringlichen Hülle des urtümlichen, im wahren Sinne des Wortes riesenhaften Gebirges. Sich selbst und seiner Heimat, uns allen, die wir Erdwohner sind, Kinder der Berge, auch wenn wir in Ebenen wohnen, hat er das Urbild wiedergegeben, in dem sich geheimnisvoll das Volk gefunden und gedeutet, das Bergvolk vornehmlich, das unberührt von den Dünsten und Krankheiten der Niederung sein einsames, hartes, treues Dasein führt, in heimlichem Bewußtsein allzeit ahnend, in fröhlichen Stunden fröhlich davon plaudernd, mit immer reger und wacher Dichtkraft daran schaffend, was das eigentliche und gründende Leben seiner Berge birgt, den Rätselspuk, Gnomen- und Elfentraum, den Rüpel- und Berggeist Rübezahl. Immer wieder muß ein Dichter kommen, der auch uns Ferneren die scheue und schrullige Volkssage erzählt, nicht sie verblassend noch vertiftelnd, sondern ungebrochen und zum Tiefen voll ausschöpfend. Und das hat schlicht und schön Carl Hauptmann getan. In diesen Abenteuern, die den Mythos der Natur ebenso kindlich und wahr verkünden wie Bergbäche und Bergwinde einfach und klar dahinströmen, spiegelt sich die ganze bunte Breite des echten Volkslebens und waltet das große Geheimnis dieses Lebens, eben der Geist des Riesengebirges. Einfach und doch an den Grund des Daseins rührend, bewegen uns diese volkhaften Geschichten um so mehr, weil sie auch vom Wesen des Erzählers, des Dichters selbst so viel verraten, so Innerliches künden. Denn er gab mit der tiefsten Sage seiner Heimat auch das Tiefste seines Wesens: Verwurzeltheit und ewige, unstillbare Sehnsucht, einsames Grübeln, tollfrohes Lachen und Freisein, das ewige Los des Erdgeborenen, der wie der Rübezahlgeist an das Gebirge geschmiedet ist als männlicher Bewahrer und Pfleger der Riesin Erde, wie es der Dichter deutet von dem Berggeist, „dem seit alters verklavten Riesen ‚Hin und Her', der für die ewig fruchtbare Riesin wie das Vogelmännchen für die brütende Vogelfrau zu sorgen hat".

Wir haben versucht, das Wesen Carl Hauptmanns, dieses echt deutschen Dichters, für uns zu deuten. Für uns: damit ist Grenze und Ziel des Versuches deutlich gegeben.

*

Bibliographische Übersicht

Es sind hier nur die im vorhergehenden Aufsatz besonders hervorgehobenen Werke aufgeführt. Der vor kurzem erschienene Band Briefe sei denen besonders genannt, die Carl Hauptmann auch vom Menschlichen her näher kennen zu lernen wünschen.

Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. München 1914, G. D. W. Callwey. 250 Seiten. Vergriffen.

Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. 3.—5. Tausend. Berlin 1927, Horen-Verlag. 333 Seiten. Preis brosch. 5.— M., geb. 7.80 M.

Einhart der Lächler. Roman. 38. Tausend. Berlin 1928, Horen-Verlag. 433 Seiten. Preis brosch. 5.— M., geb. 7.80 M.

Das Rübezahlbuch. Neun Rübezahlabenteuer. 8. Tausend. Berlin 1922, Horen-Verlag. 180 Seiten. Preis brosch. 1.50 M., geb. 2.50 M.

Schicksale. Novellen. 8. Tausend. Berlin 1922, Horen-Verlag. 289 Seiten. Preis brosch. 1.50 M., geb. 2.50 M.

Miniaturen. München 1905, G. D. W. Callwey. 255 Seiten. Vergriffen.

*

Leben mit Freunden. Gesammelte Briefe. 1.—3. Tausend. Berlin 1928, Horen-Verlag. 426 Seiten. Preis brosch. 5.50 M., geb. 7.80 M.

Aus meinem Tagebuch. Berlin 1900, S. Fischer. 231 Seiten. Vergriffen.

Dr. Bernhard Rang

Zur Arbeit an den Sachverzeichnissen

Der Katalog „Deutsches Land und Volk"

Wir bringen heute als Einführung in den vor kurzem erschienenen Katalog „Deutsches Land und Volk" das Vorwort, das der Ausgabe für die Bibliothekare beigefügt ist. Wir behalten uns vor, auch von diesem Verzeichnis einzelne Auswahl-Zusammenstellungen für kleine und mittlere Büchereien zu veröffentlichen, da auch dieses Verzeichnis als Hilfsmittel für den Bestandsaufbau von besonderer Bedeutung ist.

Vom Standpunkt der öffentlichen Bücherei, von den beherrschenden Interessen ihrer Leser aus betrachtet, stellen die meisten der großen traditionellen Literaturgebiete — Geschichte, Naturkunde, Länder- und Völkerkunde usw. — eine Zusammenfassung sehr verschiedenartiger Elemente dar. Es ist Aufgabe der Bücherei, diese Gebilde, die nur unter ganz bestimmten systematischen Gesichtspunkten ein Ganzes bilden, in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen und diese in gesonderten Verzeichnissen der Leserschaft darzubieten. Ein solches Verfahren ist vor allem bei dem großen Gebiete der

Länder- und Völkerkunde unerläßlich, dessen Schrifttum sich an die verschiedenartigsten, ja gegensätzlichsten Leserinteressen wendet. Der aktiv-politisch interessierte Leser, der wissen will, was England oder die Vereinigten Staaten oder das bolschewistische Rußland heute kulturell, wirtschaftlich, staatlich im Spiele der Mächte bedeuten, der romantisch-phantasiebewegte Leser, der mit den großen Pionieren und Entdeckern ungewöhnliches Schicksal erleben will, der besinnliche Leser, der im deutschen Volkstum und in deutscher Landschaft geistig und seelisch Wurzeln schlagen möchte, — alle sind sie im hohen Maße auf das Gebiet der Länder- und Völkerkunde angewiesen. Um jedem dieser Typen in seiner Art gerecht zu werden, lösen wir im Rahmen der Deutschen Volksbibliographie das Gesamtgebiet der Länder- und Völkerkunde in drei Sonderverzeichnisse auf: Die Welt um Deutschland, Reisen und Abenteuer, Deutsches Land und Volk. Das erste dieser Verzeichnisse ist als Heft 13 der Deutschen Volksbibliographie schon erschienen, das zweite ist in Vorbereitung (nachdem schon im ersten Heft der Volksbibliographie, in der „Auswahl", eine Zusammenstellung von Reisewerken unter dieser Bezeichnung erschienen ist), das dritte legen wir hiermit vor. Für einen besonderen Interessentenkreis haben wir als Heft 7 der Deutschen Volksbibliographie das Verzeichnis Alpine Literatur veröffentlicht.

Im Verzeichnis Deutsches Land und Volk verstehen wir unter „Deutschland" die Gebiete des Deutschen Reiches vor 1918, weil sich die Neueinteilung Europas und Deutschlands im geographischen Schrifttum erst teilweise ausgewirkt hat, jene verlorenen Landstriche ihren deutschen Charakter inzwischen kaum eingebüßt haben und die abgetrennten Volksteile unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie sind, wie Hermann Oncken sagt, „Glieder der deutschen Kulturnation jenseits des Staates". Nicht einbegriffen sind Deutsch-Österreich und die deutsche Schweiz, wohl aber zusammenfassende Darstellungen über das Deutschtum im Ausland und die ehemaligen Kolonien, die heute vielfach noch Sammelpunkte für Deutsche im Ausland sind.

*

Auch das Verzeichnis „Deutsches Land und Volk" setzt sich kein wissenschaftliches Ziel, weder in der systematischen Gliederung des Stoffes, noch in der Auswahl der Bücher. Das Verzeichnis steht vielmehr, wie alle Hefte der Deutschen Volksbibliographie, im Dienste der Laienleserschaft. Nicht von dem Gange und dem heutigen Stande der geographischen Forschung auf dem besonderen Anwendungsgebiet Deutschland soll bibliographisch Rechenschaft abgelegt werden, sondern was geeignet ist, die inneren Beziehungen deutscher Menschen zum eigenen Lande und

zum eigenen Volke zu befestigen und zu vertiefen, hat Aufnahme gefunden. Was dauernd unser Volksleben bestimmt, der Boden und der angestammte Volkscharakter, was an Bauten, Bildern und Monumenten heute noch von einstigem Kulturleben auf deutschem Boden Zeugnis ablegt, was auf diesem selben Boden an lebensvollen Gestaltungen und Tendenzen sich in unserer Zeit entwickelt und die Zukunft vorbereitet, soll der Leser in möglichst eindrucksvollen Darstellungen kennenlernen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das Leben der Natur, der Gesellschaft und der Kultur reichen sich hier die Hand.

Greift so auch dieses Verzeichnis (wie schon „Die Welt um Deutschland") über den rein geographischen Rahmen weit hinaus und in die Gebiete der Kunst, der Wirtschaft, der Technik hinein, so ist es doch damit kein deutschkundliches Universalverzeichnis schlechthin geworden. Wer die deutsche Kunst, die deutsche Wirtschaft und die übrigen Sachgebiete der Kultur und Zivilisation in allen ihren auch für den Laienleser bedeutsamen literarischen Zeugnissen kennenlernen will, muß zu den entsprechenden Sonderverzeichnissen greifen, die im Rahmen der Deutschen Volksbibliographie erschienen sind bzw. erscheinen werden. In dem Verzeichnis Deutsches Land und Volk treten diese Gebiete nur so weit auf, als sie zu charaktervollen Gestaltungen des deutschen Bodens geworden sind oder zu werden versprechen. Also nicht ein Werk über die deutsche oder auch nur über die süddeutsche Malerei findet hier der Benutzer des Verzeichnisses, wohl aber die kunstgeschichtlichen Städtebilder oder auch Bücher über einzelne Baudenkmäler, wie den Bamberger oder den Naumburger Dom, mit denen unsere Vorstellung von Bild und Bedeutung einer Stadt, vielleicht auch einer ganzen Landschaft, unlöslich verknüpft ist. Und nicht die Literatur über die neudeutschen Tendenzen auf dem Gebiete der Wirtschaft und Technik ist hier aufgeführt, wohl aber Bücher über den Zusammenhang der deutschen Wirtschaft mit dem deutschen Boden, sowie Schriften, in denen das charakteristische Gesicht der neuen deutschen Industrielandschaften sich abzeichnet.

Bei alledem hat der Bearbeiter des Verzeichnisses die Teile und Gebiete der deutschen Landschaft mit besonderer Liebe behandelt, die als bevorzugte Reiseziele bekannt sind, von der Erwägung ausgehend, daß die aus Büchern gewonnenen Erkenntnisse erst dann ganz fruchtbar werden können, wenn sie sich mit eigenen Erlebnissen vor den Gegenständen, die die Bücher behandeln, verbinden. Ähnliche Erwägungen haben auch dazu geführt, innerhalb eines jeden einzelnen Katalogabschnittes, der einer bestimmten Landschaft gewidmet ist, die sinnliche Anschauung vor das Wort treten zu lassen; soweit entsprechendes Büchermaterial überhaupt vorhanden ist, werden an die Spitze der Abteilungen die Bilderbücher: Die schöne Heimat, Deutschland aus der Vogelschau, Das norddeutsche Dorf u. Ä. gestellt. — Nicht mit aufgenommen

sind die eigentlichen Reiseführer, deren Bearbeitung die Fertigstellung des Verzeichnisses allzuweit hinausgezögert haben würde. Sie sollen später in einem besonderen Hefte zusammengestellt werden; die brauchbarsten Sammlungen auf diesem Gebiete dürften dem aufmerksamen Bibliothekar ohnedies bekannt sein.

*

Schließlich sei noch ein Wort über den Umfang des hier gebotenen Büchermaterials gesagt. Der Katalog verzeichnet nicht einfach das, was in irgendeiner Bücherei sich im Laufe der Zeit an Literatur zur deutschen Landes- und Volkskunde angesammelt hat. Mit Hilfe der Bestände der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Bücherei sowie mit Hilfe von eingeforderten Ansichtssendungen der Verleger wurde in der Arbeit mehrerer Jahre eine sehr große Zahl von Büchern geprüft, von der schließlich nur der kleinere Teil Aufnahme in das Verzeichnis gefunden hat. Daß hier keine Werke aufgenommen werden konnten, die nur den fachmännisch geschulten Forscher angehen, wurde schon oben gesagt, ergibt sich auch aus der Aufgabe einer deutschen Volksbibliographie von selbst. Aber auch von den Büchern, die für die Hand des interessierten Laien bestimmt sind — es sind das, wie der Katalog ausweist, keineswegs nur „populäre" Schriften —, hat nicht ohne weiteres alles Aufnahme gefunden. Es darf hier wiederholt werden, was schon im Vorwort zu dem Verzeichnis „Die Welt um Deutschland" ausgesprochen wurde: Wir leiden in Deutschland nicht an einem Zuwenig, sondern an einem Zuviel von Büchern. Durch dieses Zuviel wird die eigentliche Aufgabe des Buches, die geistige Führung und Förderung der Nation, erschwert. Wollte die öffentliche Bücherei dem Vollständigkeitsstreben verfallen — das für andere Bibliotheken einen guten Sinn haben kann —, so würde auch sie mit dazu beitragen, einen Übelstand zu verewigen, den für ihren Teil zu überwinden, gerade ihre allgemeinste Aufgabe ist. Demgegenüber muß immer wieder betont werden: vornehmster Grundsatz der öffentlichen Bücherei ist Beschränkung auf das Wesentliche. Der Leser soll nicht durch eine Überfülle von Stoff erdrückt werden, sondern soll durch die Werke der wirklich unterrichteten und urteilsfähigen Persönlichkeiten eine Förderung erfahren. Ob es dabei dem Bearbeiter des Verzeichnisses gelungen ist, wenigstens die im Sinne der hier gestellten Aufgabe wesentlichen Schriften zu erfassen, sollen die Kenner dieses Literaturgebietes unter Berücksichtigung dessen, was sachlich hier gewollt wurde, beurteilen. Zu beklagen ist, daß trotz der literarischen Überproduktion für wichtige Gebiete und Fragen die Bücher kompetenter Persönlichkeiten fehlen. Hier muß die Bücherei dann hin und wieder auch zu Schriften greifen, die sie gern ersetzen würde, wenn Gehaltvolleres vorhanden wäre, oder schließlich auch zu Büchern, die doch

einen sehr spezialistisch-fachmännischen Charakter tragen. Auch manches an sich gute, aber in der einen oder anderen Hinsicht veraltete Buch mußte aus diesem Grunde aufgenommen werden. In diesem Fall ist in der Charakteristik auf den Tatbestand aufmerksam gemacht worden.

*

Das Verzeichnis hat eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Einmal soll es, in der Zentralstellenausgabe, als beratendes Hilfsmittel für die deutschen volkstümlichen Büchereien dienen. Zum andern erscheint es aber zu gleicher Zeit als Verzeichnis für die Leser der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig. Diese Verbindung ist heute noch unerläßlich, wenn überhaupt solche beratende Verzeichnisse für die deutsche volkstümliche Bücherei zustande kommen sollen. Trotz der Unterstützung durch Reich, Länder und die Stadt Leipzig, die das Institut für Leser- und Schrifttumskunde gerade auch für das Arbeitsgebiet der Deutschen Volksbibliographie genießt, würde die Ausarbeitung und Drucklegung einer größeren Reihe solcher Verzeichnisse lediglich aus den Mitteln des Instituts nicht möglich sein. Nur indem diese Verzeichnisse zugleich für die Leserschaft einer großen öffentlichen Bücherei hergestellt werden und indem die betreffende Bücherei sich an den Kosten der Herstellung beteiligt, ist die Durchführung des Gesamtplanes der Deutschen Volksbibliographie möglich. Wenigstens gilt das, wenn die Verzeichnisse in sorgfältiger und jahrelanger Arbeit auf einen möglichst hohen Stand gebracht werden sollen. Aus dieser Verbindung zweier Aufgaben ergibt sich aber an einer Stelle eine prinzipielle Unzulänglichkeit des Verzeichnisses in seiner Eigenschaft als beratendes Hilfsmittel der Büchereien. In bezug auf Auswahl der Bücher und Gliederung des Bestandes braucht eine solche Unzulänglichkeit nicht einzutreten: der Bedarf der einzelnen sehr großen öffentlichen Bücherei fällt hier fast restlos mit dem Bedarf der deutschen öffentlichen Bücherei überhaupt zusammen. Für kleinere Verhältnisse, für verschiedene Größentypen der Büchereien, werden außerdem, wie schon bei den Verzeichnissen „Welt des Sozialismus" und „Welt um Deutschland", in unseren „Heften für Büchereiwesen" Sonderzusammenstellungen, Auswahllisten, aus diesem beratenden Grundverzeichnis erscheinen. Wohl aber muß das Verzeichnis bei dieser Zusammenfassung der Aufgaben unvollkommen sein in bezug auf die den Büchern beigegebenen Charakteristiken. Soll das Verzeichnis von der Leserschaft einer Bücherei, hier also den Leipziger Bücherhallen, richtig benutzt und aufgenommen werden, dann dürfen diese Charakteristiken, gerade in diesem Verzeichnis und bei diesem Büchermaterial, nicht zu ausführlich sein. Sie sollen nur eine Ergänzung des Titels sein und dazu beitragen, das eine Buch schnell und deutlich von dem anderen abzuheben. Der Bibliothekar aber, der das Verzeichnis als Hilfsmittel für den Aufbau und die Ergänzung seines Bestandes benutzen

will, würde sicher in sehr vielen Fällen gern mehr über die Bücher hören. Aber eben dieses Mehr würde das Verzeichnis für den Laienleser der öffentlichen Bücherei wenig geeignet machen. Wir hoffen, daß trotz dieses prinzipiellen Mangels unsere Arbeit auch als beratendes Hilfsmittel für den Bibliothekar seine Aufgabe gut erfüllen wird. Auswahl und Gliederung, zugeschnitten auf die Bedürfnisse der Bücherei, ausgeführt von wissenschaftlichen und volksbibliothekarischen Fachleuten, werden eine Hilfe geben, die sonst, in den vorhandenen Bibliographien, der Volksbibliothekar nicht hat. Und wenn die Charakteristiken auch nicht alles für den Bibliothekar Wissenswerte über das Buch sagen, so ist doch das, was sie für den Laienleser sagen, durchaus auch für den Bibliothekar wichtig. Weitere Auskünfte liefern für einen Teil der in dem Verzeichnis aufgeführten Bücher die „Hefte für Büchereiwesen"; soweit das nicht der Fall ist, steht die Auskunftabteilung der Deutschen Zentralstelle mit ausführlicheren Berichten über die einzelnen Bücher zur Verfügung.

Die Verbindung der beiden Aufgaben hat auch dazu geführt, daß in dem Verzeichnisse einige Hinweise, vor allem auf Verwendung der Bücher im Lesesaal, stehen, die zwar gleichfalls für den Bibliothekar nicht unnütz sind, die aber in dieser, für den Bibliotheksbenutzer bestimmten Form in einem Verzeichnis, das ausschließlich der bibliothekarischen Beratung diente, nicht stehen würden.

Über Literatur zur Frage der Justizkrise

(Siehe dazu die Bücherübersicht auf S. 197)

Seit der revolutionäre Zustand in Deutschland dem einer neuen staatlichen Wirklichkeit gewichen ist, will das Wort von der Justizkrise nicht mehr verstummen. Zwar behaupten viele der Zeitgenossen, vor allem auch viele Richter, daß es nur eines der verderblichen Schlagworte sei, an denen unsere Zeit so reich ist. Hätten sie recht, so müßte die öffentliche Bücherei gleich jeder anderen Volksbildungseinrichtung jenes Wort ignorieren oder positiv bekämpfen. Es lassen sich aber gewichtige Zeugnisse dafür anführen, daß es zu Recht besteht.

Der ehemalige Reichskanzler Marx bekannte als Justizminister im Reichstag, daß er Beleidigungen seiner Person nicht mehr von den Gerichten verfolgen ließe, da sie dort doch nicht die genügende Sühne fänden. — Der Reichstag (und manches andere Parlament) richtete Untersuchungsausschüsse für Fragen ein, die sonst allein der Spruchpraxis der Gerichte überlassen werden. — Ein Richtertag nahm Stellung zu dem Problem der Justizkrise. Vor allem tat

dies auch Deutschlands oberster Richter, der Reichsgerichtspräsident Simons, in einem viel umstrittenen Vortrag in München und dann nochmals, sehr eindrucksvoll, bei Gelegenheit des Besuches des Justizministers Hergt im Reichsgericht. Der Reichsgerichtspräsident sprach damals davon, daß das Wort von der Justizkrise, sei es nun berechtigt oder unberechtigt ausgesprochen, doch zur Selbstprüfung aufrufe. Dieses Bekenntnis, ein würdiges Zeugnis der hohen menschlichen und richterlichen Qualität seines Sprechers, gilt heute aber nicht nur für den Richter, sondern für jeden Volksgenossen. Und so hat die öffentliche Bücherei nicht nur das Recht, sondern vielmehr ist sie zutiefst verpflichtet, hinzuweisen auf das Problem der Justizkrise, und sie muß mit ihren Mitteln an deren Beseitigung arbeiten. Das heißt aber, sie muß die Literatur zur Verfügung stellen, die das Problem erkennen läßt und, wenn möglich, auch solche, die Wege zur Lösung aufzeigt. Leider ist dies nicht im gewünschten Umfange möglich. Die aktuelle Literatur besteht nur aus anklagenden Schriften. Es war nicht einmal möglich — auch mit Benutzung aller in Frage kommenden bibliographischen Hilfsmittel nicht — solche Schriften ausfindig zu machen, die den Anklagen entgegentreten. Zum Teil kommt das daher, daß die Meinungsäußerungen in Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen stehen und somit hier nicht erfaßbar sind. Die anklagende Literatur allein aufzuführen, ist aber nicht angängig. Sie könnte ihrer Beschaffenheit nach zu der Meinung führen, als bestände die Justizkrise vorwiegend in der Verblendetheit, Borniertheit, Ungerechtigkeit und der Ressentimenthaltung einzelner oder eines Standes. Die Justizkrise erschiene dann als ein persönliches Problem der Betreffenden oder nur als ein politisches Problem. Beides kann sie auch sein und ist sie zuweilen ganz zweifellos. Sie ist aber mehr: in ihr offenbart sich erneut die ganz ungeheure Schwere der geistigen Not unserer Zeit, die sich mit schicksalsschwerer Wucht in allen Lebensbereichen, besonders schmerzend aber hier offenbart. Nur die Erkenntnis, daß es hier um letzte Fragen geht, vermag den rechten Standpunkt zu geben. Mit andern Worten: Nur das Ringen um den Sinn des Rechtes überhaupt kann und wird hoffentlich Wege aus dem Dunkel zeigen. Die aktuelle Literatur vermag nur aufzuwühlen, zu beunruhigen und innere Anstöße zu geben. Zur Verarbeitung des Erlebnisses muß der Weg grundsätzlicher rechtsphilosophischer Überlegung beschritten werden. Deshalb ist die aktuelle Literatur in der Bücherzusammenstellung ergänzt worden durch rechtsphilosophische Schriften.

*

In manchen gehässigen und so selbst wiederum ungerechten und damit unsittlichen Preßpolemiken wurde die rechtsradikale Gesinnung weiter Richterkreise als der einzige Grund aller der Urteile bezeichnet, die von weiten Kreisen des Volkes, besonders den politisch links stehenden, als Fehlurteile

angesehen wurden. Das Problem so sehen, heißt es falsch sehen. Das gilt selbst dann, wenn einzelne Fälle von Rechtsprechung so bewertet werden müßten oder müssen, worüber hier aber nicht gehandelt werden kann oder soll. Jener allgemeine und so nicht haltbare Vorwurf zeigt aber doch die Richtung an, in der die Ursachen der Justizkrise liegen und in der sich ihre Wirkungen äußern. Sie gehört dem Bereich des Sozialen und Politischen an. Die unerhört großen und klaffenden Gegensätze der sozialen Schichtung und Machtverteilung unseres Volkes zeitigten sie. Die Menschen sind in solchen Kämpfen allzuoft nur Exponenten von in der Tiefe miteinander ringenden Mächten. Wird dies eingesehen und damit der Zwang des Gesellschaftlichen und die soziologische Gebundenheit des einzelnen anerkannt, so ist damit der Weg gebahnt, der zu einer ruhigen und überlegenden Betrachtung führt. Nur eine solche vermag aber den Kampf des empörten Rechtsgefühls zu einem wirklichen Kampf ums Recht zu läutern. Ohne diese Hemmungen muß dieser Kampf übers Ziel hinausschießen und in tragischer Verstrickung erneuten Unrechtes enden. Kleists große Künstlerschaft zeigte dies einst am Beispiel des Michael Kohlhaas.

Damit, daß als Grund der Justizkrise die Spannung des sozialen Lebens angeführt wird, erscheint die Erkenntnis dieser Spannung in ihrem Wesen selbst notwendig. Dies führt zu den letzten Fragen, die unserer Zeit überhaupt gestellt sind und auf die schon deshalb hier nicht eingegangen werden kann. Da sie uns aber immer gegenwärtig sind, kann ein Hinweis genügen: Der Gegensatz Kapitalismus—Sozialismus ist ein Ausdruck dieser Spannung. Für den Sozialisten ist er überhaupt der einzige und muß er es sein. Ideologisch anders Verankerten erscheint er in letzter Hinsicht als Kampf neuer sittlicher und wirtschaftlicher Gebundenheit gegen die Mächte wirtschaftlicher und geistiger Atomisiertheit, imperialistischer Verblendetheit und der Vergötzung des Staatsgedankens. Wie aber der Gegensatz auch erfaßt wird: Sichtbar wird er in den gesellschaftlichen Kämpfen der Klassen und Gruppen. Dem Wesen nach stellt er sich dar als Kampf zweier Lebensgefühle, zweier politischer Ideologien, zweier Ideen in letzter Hinsicht. Diese Ideen schließen im tiefsten Grunde einander aus. Von ihnen aber sind die kämpfenden Menschen ergriffen, und so können sie sich oftmals unmöglich verstehen. Sie müssen im Gegner zugleich den Zerstörer, den moralisch tiefer stehenden Menschen — oder den Reaktionär, den mit Ressentiments Geladenen sehen. Dies Nichtanderskönnen macht die sozialen Kämpfe so erbittert, läßt aber zugleich die Justizkrise nicht als persönliche Vertrauenskrise einzelner Personen, sondern als einen Ausdruck der tragischen Gesamtsituation unserer Zeit erscheinen. So betrachtet, vermag man sie erst in ihrer ganzen Größe und Furchtbarkeit zu sehen.

*

Der Kampf zweier Mächte kann erst dann als beendet gelten, wenn die eine der anderen wich oder beide sich ausbalanciert haben. Beides kann von den sozialen Kämpfen der Gegenwart und voraussichtlich einer längeren Zukunft nicht gelten. Und so wird die Justizkrise, soweit sie Ausdruck dieser Spannung ist, auch weiter bestehen. Dennoch ist ihr endgültiges Ende wahrscheinlich. Wer nur einigermaßen den Wechsel gesellschaftlicher Vorstellungen und Kräfte zu beobachten versteht, sieht das, was mit einem notwendigerweise unbestimmten Ausdruck als „neues Lebensgefühl" bezeichnet wurde, in den verschiedensten Gestalten vordringen und Position um Position erringen. (Es sei im Gebiete des Rechtes nur an die Ausgestaltung des Arbeitsrechtes, an die Strafrechtsreform und die Reform des Strafvollzuges erinnert.) Das Vordringen ist selbst heute zu spüren, da als Rückschlag der revolutionären Zeit unbestreitbar das Pendel nach der reaktionären Seite ausschlug. Oftmals sind es sogar die gleichen Mächte, die bewußt das Alte wiederherstellen möchten, die unbewußt im Dienste des Neuen stehen. Im Gesellschaftlichen läßt sich Vergangenes eben nicht einfach wiederholen. Der Form nach wiederhergestellt, wird es dem Wesen nach von ganz anderem Ausdruck sein.

Diese Einsicht, wie die ganze vorhergehende Betrachtung über den Zwang soziologischer Gegebenheiten, scheint menschlicher Tatkraft und Einsicht keine Möglichkeit zu belassen, auch ihrerseits an der Lösung der Krise zu arbeiten. Dieser Schein darf nicht zur Annahme verdichtet werden. Sonst verfallen die menschlichen Kräfte einer Lähmung, die ihrerseits wieder zur soziologischen Macht werden kann. Und diese würde sich auf jeden Fall fürchterlich auswirken. Aber nicht allein diese soziologische oder biologische Überlegung treibt zum Handeln. Obwohl wir die Justizkrise als tragische Notwendigkeit erkennen, beschwert sie uns doch zugleich das Gewissen und ruft jedes einzelne der umstrittenen Urteile unsere sittliche Entscheidung an. Und die sittliche Entscheidung, auch wenn sie nur im machtlosen einzelnen vollzogen wird, führt doch das Bewußtsein einer Kraft mit sich, die zuletzt formend auf das gesellschaftliche Leben zurückwirkt. Sind die Gewissen einmal geweckt, ist das Herz ergriffen, so muß sich dies früher oder später in Taten des Rechtes umsetzen und bessere Einsichten müssen an Stelle der schlechteren treten. Wenn menschliche Kräfte auch nur beschränkt zu wirken vermögen, ganz ist ihnen dies nicht benommen. Und so vermag jeder, der um den Sinn des Rechtes ringt, beizutragen zu der Lösung der Justizkrise. Der Kampf um das Recht ist nur ein Teilkampf in dem gewaltigen sozialen Kampfe unserer Tage, in den der einzelne hineingerissen wird, er mag wollen oder nicht. Dennoch ist er unendlich wichtig, und alles muß getan werden, um die Gewissen für ihn zu schärfen. Nur die Gerechtigkeit vermag ein Volk wirklich zu erhöhen.

. . . ut videant consules!

Erich Thier

Büchereipolitik und Büchereibewegung

Zur Ausbildungs- und Prüfungsfrage

Zu den Ausführungen in den beiden ersten Nummern des Jahrganges 1928 von „Bücherei und Bildungspflege" sind uns eine Anzahl von Äußerungen zugegangen, in denen schwerwiegende Bedenken dagegen geltend gemacht werden, ob die Erörterung der Ausbildungs- und Prüfungsfrage in dieser Form wirklich zu einer für die öffentliche Bücherei günstigen Lösung führe. Auch wir sind der Meinung, daß es bei dieser zentralen Angelegenheit unbedingt darauf ankommt, die entscheidenden Forderungen — über die seit Jahren Einmütigkeit besteht — nicht durch Diskussion von Einzelheiten, die tatsächlich verschieden angesehen werden und wohl auch verschiedene Lösungen zulassen, zu verdunkeln und zu verunklaren. Die außerordentliche Verzögerung in der Erledigung dieser Angelegenheit kann leicht dazu führen, daß eine sehr bewegte Diskussion über eine Fülle einzelner Fragen und Möglichkeiten entsteht, und dabei die Hauptforderungen, um die es wirklich geht — und die heute weitgehend auch von den wissenschaftlichen Bibliothekaren als berechtigt anerkannt werden — in den Hintergrund gedrängt werden. Wir verkennen nicht, daß Dr. Schuster da, wo er eine möglichst gründliche Klärung von der materiellen Seite des Ausbildungs-**inhaltes** her fordert, erneut eine immer wieder beachtliche Aufforderung gibt, und wir hoffen, daß dieser Aufforderung von allen Seiten entsprochen wird. Wir glauben auch, daß in dieser Angelegenheit in der jetzigen Situation den beiden Verbands-Zeitschriften besondere Aufgaben erwachsen, bei denen ein in den Hauptlinien gemeinsames Vorgehen der Sache nur nützen würde.

Der Beitrag, dem wir im folgenden Raum geben, scheint uns besonders geeignet, die Diskussion wieder zu den zentralen Punkten zurückzuführen und jene Geschlossenheit zu verstärken, ohne die wir unsere Forderungen nicht durchsetzen werden. Vergleiche auch den Aufsatz „Zur Besoldung der Volksbibliothekare", der aus drucktechnischen Gründen unter den „Kleinen Mitteilungen" am Schlusse des Heftes aufgenommen ist. Die Schriftleitung

Die beiden ersten Hefte des Jahrganges 1928 von „Bücherei und Bildungspflege" bringen bemerkenswerte Ausführungen zur Ausbildungsfrage. (S. 15 ff., S. 86 ff.) So sehr das Aufleben der Diskussion über diese im Mittelpunkt unseres Interesses stehende Frage zu begrüßen ist, so bedauerlich ist es, daß in die Diskussion Mißtöne hineinklingen. Freilich ist es eine Melodie, die wir in Deutschland zur Genüge kennen. Die preußische Ausbildungsfrage, die doch zweifellos eine das gesamte deutsche Volksbüchereiwesen aufs tiefste berührende Angelegenheit ist, wird als preußische Interessensphäre reklamiert. Geistige Zollschranken, Partikularismus auch auf dem Gebiet des Bildungswesens! Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig, die in der Schulung des volksbibliothekarischen Nachwuchses wie auf anderen Gebieten des öffentlichen Büchereiwesens

bahnbrechend gewirkt hat, soll von der Aktion möglichst ferngehalten werden. Dabei ist die Zentralstelle von jeher für den Gedanken der getrennten Ausbildung eingetreten, sie hat ihn als erste und einzige Stelle in Deutschland in ihrer der spezifisch volksbibliothekarischen Ausbildung dienenden Schule in die Tat umgesetzt. Wir, die wir der Zentralstelle nahestehen, sind überzeugte Anhänger der getrennten Ausbildung, ohne deshalb die Leipziger Schule als der Weisheit letzten Schluß anzusehen. Wir vertreten die Forderung der getrennten Ausbildung im Verband, wir bekennen uns dazu, nicht weil es in Leipzig so ist, sondern weil es vernünftig ist. Wir begnügen uns nicht mit schönen Theorien und Programmen, sondern wir versuchen, das einmal als richtig Erkannte auch für Preußen und ganz Deutschland durchzusetzen. Wenn wir für diese konsequente Handlungsweise mit dem Vorwurf der Machtpolitik bedacht werden, so wollen wir diesen Vorwurf — um der Sache willen — gern auf uns nehmen. Dabei sind wir allerdings der Meinung, daß unsere Ansicht von der überwiegenden Mehrheit der deutschen Volksbibliothekare geteilt wird. Daß dieser oder jener anders denkt, wissen wir. Es wird aber niemals möglich sein, in einer solchen Frage innerhalb einer Organisation völlige Einigkeit zu erzielen. Bedenken gegen die getrennte Ausbildung kommen von den Leitern der Einheitsbüchereien, und sie kommen aus den Kreisen derjenigen, die eine Verschlechterung ihrer Berufsaussichten als notwendige Konsequenz der Trennung befürchten. Die vom Standpunkt der Einheitsbücherei geäußerten Bedenken werden geklärt werden müssen. Es wird zu prüfen sein, ob dieser Büchereityp so wesentlich und so zukunftsreich ist, daß um seinetwillen grundsätzliche Forderungen der volkstümlichen Bücherei aufgegeben oder eingeschränkt werden sollen. Es wird zu prüfen sein, ob den Bedürfnissen der Einheitsbücherei nicht auch auf andere Weise Rechnung getragen werden kann. (Zusatz- und Übergangsprüfung.) Dagegen müssen die Bedenken derjenigen, die eine Verschlechterung der Berufsaussichten befürchten und deshalb eine der Sache abträgliche Lösung befürworten, von vornherein beiseite geschoben werden; die Erfordernisse der Sache gehen unbedingt vor.

Muß nach alledem zugegeben werden, daß die Forderung der getrennten Ausbildung von der Gesamtheit der Berufsgenossen nicht in voller Einmütigkeit vertreten wird, so bleibt doch bestehen, daß die berufsgenössische Organisation sich zu wiederholten Malen unzweideutig dafür eingesetzt hat. Sie hat das auf den Versammlungen zu Kassel, Erfurt und Berlin getan, sie hat es in der Denkschrift getan, die die Ausbildungskommission im Februar 1927 dem preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eingereicht hat. (Siehe „Hefte", II. Jahrgang, S. 133 ff.) In einem Schreiben, das der Vorstand des Verbandes im Anschluß an die Sitzung des erweiterten Vorstandes vom 29. August 1927 an das Preußische

Ministerium gerichtet hat, ist noch einmal ausdrücklich erklärt worden, daß der Vorstand nach wie vor an den auf den Mitgliederversammlungen in Kassel, Erfurt und Berlin beschlossenen Richtlinien für die Vorbildung und Ausbildung des volksbibliothekarischen Personals festhält. (Siehe „Hefte", II. Jahrgang, S. 242 f.) Die Formulierung dieser Richtlinien ist durch die führenden Persönlichkeiten der Organisation erfolgt in der begründeten Annahme, daß sie dem Willen der Mehrheit der Berufsgenossen entspricht. Dieser Wille ist allerdings nicht durch Urabstimmung, sondern auf den verschiedenen Mitgliederversammlungen festgestellt worden. Jedes Mitglied hatte Zeit und Gelegenheit. sich mündlich oder schriftlich zu der Frage zu äußern. In der Hauptsache haben das, wie es übrigens bei solchen Gelegenheiten auch in anderen Organisationen zu sein pflegt, die führenden Persönlichkeiten getan. Sie sind meist Büchereileiter, können aber ihrer Position nach unter keinen Umständen mit Schulräten verglichen werden. Der Büchereileiter steht innerhalb, nicht außerhalb der Bücherei; er steht in der Bücherei, wie der Schulleiter in der Schule steht. Die Bücherei ist verloren, wenn er ihre wesentlichen Forderungen nicht erkennt und versteht, und es wäre ein trauriges Zeichen für die Büchereileiter, wenn sie einen solchen sachlich ganz unzutreffenden Vergleich nicht energisch ablehnten.

Auf keinen Fall können diejenigen, die — ohne Unterschied ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten „Richtungen" — die Richtlinien aufgestellt und sich mit voller Überzeugung dafür eingesetzt haben, das Programm jetzt aufgeben, ohne daß sie sich einer unerträglichen Schaukelpolitik schuldig machen. Sie können es um so weniger, als ja auch nicht der geringste Grund zu einer veränderten Haltung vorliegt. Nur eine tiefgreifende, nur eine Wesensänderung der volkstümlichen Bücherei könnte einen Stellungswechsel in der Ausbildungsfrage rechtfertigen. Unter solchen Gesichtspunkten erschien meinen Freunden im Vorstand und mir eine Rundfrage an die Mitglieder über ihre Stellung zur Ausbildungsfrage im gegenwärtigen Augenblick überflüssig und unangebracht; sie konnte nur Unruhe unter die Mitglieder bringen, konnte nur den Eindruck erwecken, daß der Vorstand in seiner Haltung schwankend geworden ist.

*

In den Ausführungen, die Dr. Schuster zur Ausbildungsfrage in „Bücherei und Bildungspflege" macht, kommen neben berechtigten Sorgen auch einige Befürchtungen zum Ausdruck, die nach Lage der Dinge nicht gerechtfertigt erscheinen.

Es ist selbstverständlich, daß die Frage der Trennung nicht isoliert behandelt werden kann und werden wird, daß zugleich mit der Trennung unsere Forderungen in bezug auf Vorbildung und Ausbildung garantiert

werden müssen. Niemals ist die Rede davon gewesen, daß wir uns mit der Primareife begnügen wollen. Zweijährige Ausbildung kann überhaupt nur in Frage kommen, wenn Abiturium oder eine andere gleichwertige Vorbildung verlangt wird. Wir haben diese Forderung u. a. damit begründet, daß diejenigen, die in der Erwachsenenbildung stehen, an Vorbildung nicht hinter den Jugendbildnern, den Lehrern u. a. zurückstehen dürfen. Es besteht also nicht die Absicht, hinter den Ausbildungsanforderungen der Lehrer und anderer sozialpädagogisch arbeitender Gruppen zurückzubleiben.

Wie eine Zeitschrift, die Organ des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare ist, den Artikel von Frieda Endell aufnehmen kann, der, abgesehen davon, daß er von völliger Ahnungslosigkeit über die sächsischen Verhältnisse zeugt, den Kämpfenden geradezu in den Rücken fällt, ist mir nicht recht begreiflich.

Ob nach abgelegtem Abiturium zweijährige Ausbildung ausreicht, ist eine Frage, die sicherlich der Erörterung wert ist. Wir sind uns alle im klaren über die Ansprüche, die wir an einen tüchtigen Volksbibliothekar zu stellen haben, wir sind uns einig darüber, was er sein, was er können, was er wissen muß. Wie man aber bei der Vielfältigkeit der Ansprüche das gewünschte Resultat erreicht, das ist noch eine ungelöste Frage. Eine Einführung in die Systematik der Wissenschaft und in Wesen und Geist der großen Gebiete kann leicht in jene „Geistergeschichte" (!) ausarten, die noch heute als Schreckbild vor den Augen derjenigen steht, die in früheren Ausbildungsstätten damit gesegnet worden sind. Ob wir mit einer Verlängerung der theoretischen Ausbildung zum Ziel kommen, ist zum mindesten zweifelhaft. Eben dieser Zweifel an den Möglichkeiten der theoretischen Ausbildung hat in Leipzig dazu geführt, die theoretische Ausbildung auf ein Jahr festzusetzen in der Voraussetzung, daß die Anwärter, die meist ältere Menschen sind, durch Arbeit in anderen Berufen, durch eigenes Studium ihren Gesichtskreis erweitert, ihr Weltbild vertieft und sich jene, heute zwar verpönte, aber für den Bibliothekar unentbehrliche Allgemeinbildung verschafft haben, die schulmäßig so schwer beizubringen ist.

Daß diese Leipziger Praxis Norm werden kann, möchte ich nicht behaupten. Anderseits sehe ich in der Verlängerung der theoretischen Ausbildung um ein halbes Jahr auch noch keine Lösung. Bei Abfassung der Denkschrift ist die Frage eines nach mehrjähriger Praxis abzulegenden zweiten Examens erörtert worden; vielleicht wäre hierüber noch einmal zu sprechen.

Mögen auch in einzelnen Punkten die Meinungen auseinandergehen, soviel ist sicher: Die Gesamtheit der deutschen Volksbibliothekare empfindet den jetzigen Schwebezustand in der preußischen Ausbildungsfrage als unerträglich und ist an der endgültigen Regelung der Angelegenheit dringend

interessiert. Bereits vor einem Jahr hat uns das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Besprechung über die Ausbildungsfrage zugesagt; bis heute ist trotz wiederholter Bitten eine Aufforderung dazu nicht ergangen. Wir werden nicht aufhören, die Einlösung der uns gegebenen Zusage zu verlangen, müssen uns aber vor Augen halten, daß wir nur dann etwas erreichen werden, wenn wir unsere Forderungen mit möglichster Geschlossenheit vertreten.

Dr. Helene Nathan, Berlin-Neukölln.

Ordentliche Mitgliederversammlung des Vereines Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V.

Leipzig, den 4. Mai 1928, nachmittags 4 Uhr

Auszug aus dem Protokoll

1. Eröffnung. Herr Ministerialrat Dr. v. Erdberg, Vorsitzender des Vorstandes, eröffnet um 4 Uhr 20 Minuten die ordentliche Mitgliederversammlung. Zu dieser Versammlung ist ordnungsgemäß den Satzungen entsprechend eingeladen worden, weitere Anträge außer dem zu Punkt 4 gestellten Antrag sind aus den Reihen der Mitglieder nicht eingelaufen. Demnach gilt die vom Vorstand genehmigte und den Mitgliedern mitgeteilte Tagesordnung:

1. Eröffnung. 2. Tätigkeitsbericht. 3. Rechnungslegung. 4. Wahlen. 5. Verschiedenes.

Zum Schriftführer für die Mitgliederversammlung wird Herr Hans Nicklisch bestimmt.

2. Tätigkeitsbericht: Der Tätigkeitsbericht für das vergangene Geschäftsjahr wird vom Ersten Geschäftsführer des Vereines, Herrn Heinrich Becker, erstattet. Dieser führt aus, daß die Arbeitsaufgaben der Geschäftsstelle auch im Berichtsjahr wieder in einem derartigen Umfange angewachsen seien, daß es unmöglich sei, hier ein Gesamtbild der Tätigkeit der Deutschen Zentralstelle zu entwerfen. Er müsse sich vielmehr darauf beschränken, in einigen großen Zügen die Leistungen der Zentralstelle in ihren einzelnen Abteilungen zu umreißen.

Für das Institut für Leser- und Schrifttumskunde verweist Herr Becker auf den gedruckt vorliegenden zweiten Jahresbericht, der über die Tätigkeit dieser Abteilung im vergangenen Jahre Rechenschaft ablegt. Wenn auch das Institut auf dem Gebiete der Leserkunde noch keine Publikationen aufweisen könne, so sei es doch auf dem Gebiete der Schrifttumskunde mit mehreren neuen Katalogen hervorgetreten.

Die Aufgabe der anderen Abteilungen der Zentralstelle besteht darin, die Forschungsergebnisse des Institutes nach jeder Richtung hin auszuwerten. Das geschieht einmal in Form der Belehrung und Fortbildung, für hauptamtliche Bibliothekare in der Fachschule, für nebenamtliche Bibliothekare, denen gegenüber die Zentralstelle in dieser Hinsicht auch eine große Aufgabe zu erfüllen hat, durch Kurse und Lehrgänge. In der Deutschen Volksbüchereischule hat zu Ostern ein Lehrgang mit 16 Teilnehmern die staatliche Prüfung abgelegt, ein zweiter Lehrgang ist in die praktische Ausbildung eingetreten und ein neuer Lehrgang hat begonnen. Für nebenamtliche Bibliothekare haben drei Einführungslehrgänge in Leipzig stattgefunden, die den Teilnehmern eine erste Anregung und Einführung in die verschiedenen Arbeitsgebiete der volkstümlichen Bücherei geben sollten. Vom zweiten Lehrgang an ist versucht worden, eine etwas veränderte Methodik zur Anwendung zu bringen, indem durch Beschränkung der Teilnehmerzahl auf nicht mehr als 20 eine Annäherung an die Form der Arbeitsgemeinschaft gesucht wurde, um dadurch einen stärkeren, persönlichen Arbeitskontakt zwischen den Bibliothekaren der Zentralstelle und den Teilnehmern am Lehrgang herzustellen. Der Erfolg kann im allgemeinen als erfreulich bezeichnet werden und ermutigt, in dieser Richtung weitere Versuche folgen zu lassen.

Außer diesen von der Zentralstelle selbst veranstalteten Lehrgängen hat eine Reihe von Kursen und Tagungen stattgefunden, an denen die Zentralstelle, ohne deren Träger zu sein, entscheidend beteiligt war. Zu nennen sind: zwei Tagungen für den Regierungsbezirk Merseburg, eine Tagung in Chemnitz, ein Kursus in Schlesien, die Teilnahme an mehreren Tagungen für evangelische Volksbildung, Jungbuchhändler-Tagungen und Besprechungen mit dem Wolfram-Bund.

Die „Hefte für Büchereiwesen" sind im Berichtsjahr auf eine neue Basis gestellt. Der 11. Jahrgang ist abgeschlossen und der 12. Jahrgang begonnen. Ein weiterer Ausbau wird vorbereitet. Die Publikationsreihe „Schriften zur Büchereifrage" ist mit einigen Heften weitergeführt worden.

Herr Becker macht sodann einige Ausführungen über die ausgedehnte Beratungstätigkeit der Zentralstelle, die vielleicht den größten Teil ihrer Gesamttätigkeit ausmacht. In Sachsen erwachsen der Zentralstelle besondere Verpflichtungen als Amtliche Sächsische Facharbeitsstelle. Als solche hat sie im Berichtsjahr neben zahlreichen mehr oder weniger umfangreichen Einzelberatungen folgende größere Aktionen durchzuführen gehabt:

Amtlich Sächsische Volksbüchereihilfe, Sommerabschnitt 1927. Vermittlung einer Grenzlandspende des Reichsministeriums des Innern an ostsächsische Büchereien. Vorbereitung des Ausbaus mehrerer Büchereien mittlerer Größe im sächsischen Grenzbezirk (Grenzlandfonds). Vorbereitung der Einrichtung von Jugendlesestuben in einer Anzahl mittlerer Industriestädte Sachsens.

Auch für Nichtfachsen hat die Zentralstelle eine sehr lebhafte Beratungstätigkeit auszuüben gehabt, die für einige Gebiete in besonders intensiven Formen ausgeübt wurde. So in Schlesien, worüber eine neue Schrift nähere Mitteilungen macht, in Ostpreußen (Aufbau der Modellbüchereien Allenstein, Tilsit; Marienburg) und Braunschweig (Aufbau der Bücherei in Königslutter u. a.). Diese Beratungstätigkeit wurde ausgeübt in enger Zusammenarbeit mit den provinzialen Beratungsstellen. Ebenso wurde die Zusammenarbeit mit anderen Beratungsstellen in verschiedenen preußischen Provinzen und den Ländern weiter durchgeführt. Im Dezember 1927 hielt der Arbeitskreis für Beratungswesen eine mehrtägige Konferenz ab.

Herr Becker weist ferner hin auf die Entwicklung der Beschaffungsabteilung in diesem Berichtsjahr. Die technische Abteilung mußte besonders stark ausgebaut werden.

Schließlich macht Herr Becker noch einige Ausführungen zur allgemeinen Büchereipolitik und hebt dabei die folgenden Punkte besonders hervor.

1. Die stetige Entwicklung des Büchereiwesens läßt einen empfindlichen Personalmangel spürbar werden, dem durch Gründung einer Westdeutschen Volksbüchereischule. die am 15. Mai d. J. in Köln eröffnet wird, abgeholfen werden soll. Die Ausbildungsfrage und die Neuordnung des Prüfungswesens in Preußen ist immer noch nicht durchgeführt worden. Sie ist von größter Bedeutung für die Zukunft der Büchereiarbeit.

2. Die fast in jedem Jahr wiederkehrenden Auseinandersetzungen mit dem Buchhandel haben in diesem Jahr zu Formen geführt, die vielleicht eine für die Volksbüchereien und den Buchhandel in gleicher Weise befriedigende Lösung der Hauptschwierigkeiten erhoffen läßt.

3. Durch immer erneute Fühlungnahme der Zentralstelle mit den ihr fernstehenden Kreisen der deutschen Volksbibliothekare und nicht zuletzt durch die jüngst herausgegebene Schrift: „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei", kann eine Entspannung des Richtungsstreites, die im Interesse der gesamten Entwicklung des deutschen Büchereiwesens liegen würde, erwartet werden.

Mit diesen Ausführungen zur büchereipolitischen Situation schließt Herr Becker den Tätigkeitsbericht.

Nach einem Dank an die Geschäftsstelle eröffnet Herr Dr. v. Erdberg die Aussprache, zu der nur von einer Seite das Wort zu einer büchereifachlichen Einzelfrage gewünscht wird. Das Wort zum Tätigkeitsbericht wird nicht gewünscht.

3. Kassenbericht. Herr Dr. Taupitz erstattet zunächst den Kassen- und Rechnungsbericht der Deutschen Zentralstelle, unter Ausschluß des Institutes für Leser- und Schrifttumskunde, der zunächst das erste Vierteljahr des Kalenderjahres 1927 und anschließend das Geschäftsjahr 1927/28 umfaßt.

Daran schließt sich an der Kassen- und Rechnungsbericht des Instituts für Leser und Schrifttumskunde für das Jahr 1926/27 und 1927/28.

Nach Herrn Dr. Taupitz berichtet Herr Dr. Reuter über die von ihm vorgenommene Prüfung der Kasse und Buchführung der Zentralstelle in sachlich fachlicher Hinsicht. Die Prüfung hat ergeben, daß die verschiedenen Ausgabepositionen der Zentralstelle in jeder Hinsicht fachlich gerechtfertigt sind, daß die Buchführung in bester Ordnung ist und mit tadelloser Akribie geführt worden ist. Darüber liegt ferner noch der Revisionsbericht des von der Geschäftsstelle mit der Prüfung des Rechnungswesens beauftragten vereidigten Bücherrevisor Gerhard Schulze in Leipzig vor, aus dem Herr Dr. Reuter die wesentlichen Teile verliest.

Herr Dr. Reuter beantragt sodann, der Geschäfts- und Kassenführung die Entlastung zu erteilen. Zum Kassen- und Rechnungsbericht wird das Wort nicht gewünscht, die erbetene Entlastung wird einstimmig erteilt.

4. Wahlen. Abgelaufen ist die dreijährige Amtsperiode des Ersten Vorsitzenden der Deutschen Zentralstelle, Herrn Dr. v. Erdberg und des Beisitzers, Herrn Dr. Adolf Waas. Es liegt der Antrag vor, beide Herren wieder zu wählen. Da ein Widerspruch dagegen nicht erhoben wird, sind die Herren Dr. v. Erdberg und Dr. Waas für ihre Ämter einstimmig wieder gewählt. Herr Dr. v. Erdberg nimmt die auf ihn entfallene Wahl mit Worten des Dankes an.

Das Einverständnis Herrn Dr. Waas', der an der Mitgliederversammlung nicht teilnehmen konnte, ist noch einzuholen.

Eine Wahl des Beisitzers Dr. Wilhelm Renken braucht nicht stattzufinden, da Dr. Renken erst auf der Mitgliederversammlung 1927 gewählt worden ist.

5. Verschiedenes. Hiezu liegt ein Antrag der Geschäftsstelle vor, künftighin den Mitgliedsbeitrag für haupt- und nebenamtliche Bibliothekare einheitlich auf 4 Mark festzusetzen und zu der praktisch bereits gehandhabten Herabsetzung des Mitgliedsbeitrages für hauptamtliche Bibliothekare von 8 Mark auf 4 Mark nachträglich noch die Zustimmung zu erteilen. Diesen Antrag nimmt die Mitgliederversammlung nach kurzer Aussprache einstimmig an.

Da weitere Wortmeldungen nicht vorliegen, schließt Herr Dr. v. Erdberg um 5 Uhr 30 Minuten die ordentliche Mitgliederversammlung.

(gez.) Dr. Robert v. Erdberg
Vorsitzender

(gez.) Hans Nicklisch
Schriftführer

(gez.) Heinrich Becker
Geschäftsführer des Vereines Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V. in Leipzig.

Aus der Sitzung des Verwaltungsausschusses der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Am 5. Mai d. J. fand im Ratsplenarsaal des Leipziger Neuen Rathauses die Sitzung des Verwaltungsausschusses der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen statt. Zu dieser Sitzung waren Vertreter mehrerer Länderregierungen, viele auswärtige Mitglieder der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und zahlreiche Leipziger Gäste erschienen. In seiner Eröffnungsansprache konnte Herr Oberbürgermeister Dr. Rothe u. a. begrüßen den Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons, Ministerialdirektor Dr. Woelcker-Dresden, Ministerialdirektor Dr. Wuttig-Weimar, Ministerialrat Dr. von Erdberg, Regierungspräsident Dr. Grützner-Merseburg, Dr. Naumann, den Geschäftsführer des Sächsischen Gemeindetages. Dr. Rothe führte in seiner Begrüßungsansprache aus: „Jedes Jahr kommen wir einmal zusammen, um uns Rechenschaft abzulegen über die geleistete Arbeit, über das, was von den Ländern und Städten zur Unterstützung der Bestrebungen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen geschehen ist und was zur weiteren Förderung zu tun ist. Wenn auch feststeht, daß die Ausbreitung der Bewegung nur möglich gewesen ist durch die Zentralstelle selbst, so ist doch anderseits die Mitarbeit der Regierungen und Städte nicht zu entbehren. Leider ist die Kenntnis von dieser Bewegung noch nicht genügend verbreitet. Bayern z. B. ist immer auf diese Bewegung hingewiesen worden, ohne daß es bisher möglich war, seine amtliche Unterstützung zu finden. Preußen, Sachsen, das Reich und Leipzig sind die eigentlichen finanziellen Träger des Instituts, das der Büchereibewegung wertvolle Dienste leistet. Es wäre dringend zu wünschen, daß auch andere Regierungen und Städte ihre Mitarbeit durch die Gewährung eines Beitrages zum Ausdruck bringen würden. Die Stadt Leipzig hat auch dieses Jahr, obwohl der Etat schon stark angespannt ist, 25.000 Reichsmark für das Institut zur Förderung seiner Arbeiten gezeichnet, in der Hoffnung, ein gutes Beispiel zu geben."

Hierauf hielt Bibliothekar Hans Hofmann einen Vortrag über „Die Bedeutung zentraler Arbeitsstätten für den staatlichen und kommunalen Aufbau des Büchereiwesens". Er kam zu dem Schluß, daß der Ausbau der Beratungsstellen und der Aufbau geschlossener Büchereibezirke mit Stützpunktbüchereien die dringendste Aufgabe einer planmäßigen aktiven Büchereipolitik des Staates sei. Die berufskundlich-fachlichen Grundlagen dafür seien geschaffen. Die Verantwortung und Entscheidung darüber, ob auch in Deutschland die öffentliche Bücherei nicht nur in einzelnen Beispielen, sondern als regelmäßige Institution neuzeitlicher staatlicher und kommunaler Kulturpolitik verwirklicht werden solle, läge bei den Staats- und Kommunalverwaltungen, denn die Mittel, diese klar erkannte Aufgabe auf diesem sicheren Wege durchzuführen, seien auch heute noch nicht vorhanden.[1]

Hierauf sprach Büchereidirektor Walter Hofmann über „Die Literaturkritik in der volkstümlichen Bücherei". Er führte etwa folgendes aus: „Das schwierigste Geschäft der allgemeinen öffentlichen Bücherei ist der Aufbau des richtigen Bücherbestandes. Die öffentliche Bücherei als Ganzes bedarf hierzu einmal bibliographischer Hilfsmittel, in denen der Bücherbestand verzeichnet ist, der als geeignet für die öffentliche Bücherei erkannt wurde. Sie bedarf aber auch fester Grundsätze der Beurteilung der Bücher; nur so kann sie zu einem geeigneten Bestand überhaupt kommen. Die Grundsätze der Beurteilung müssen gewonnen werden aus der Einsicht in die Aufgabe der öffentlichen Bücherei im Rahmen der nationalen Kultur- und Bildungsarbeit und aus der Einsicht in ihre zeitgeschichtliche Lage und in die Struktur ihrer Leserschaft. Um diese Grundeinsichten ringt die öffentliche

[1] Der Vortrag von Hans Hofmann ist als Sonderdruck im Verlag der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen erschienen und kann durch diese bezogen werden.

Bücherei heute noch, und daher können auch verbindliche Richtlinien, sichere Kriterien für die Auswahl der Bücher noch nicht aufgestellt werden. Die tatsächliche Besprechungsarbeit muß dem Rechnung tragen; die Urteile müssen mit Vorsicht gefällt werden, und vor allem muß zum „Urteil" über das Buch auch die „Darstellung" des Buches treten, um dem Benutzer der Besprechung Selbständigkeit in der Entscheidung zu lassen. Ihre eigene Aufgabe verbietet es der öffentlichen Bücherei, sich an Stelle einer eigenen Beurteilung auf die vorhandene Buchkritik in Fachblättern, literarischen Zeitschriften und Tageszeitungen zu stützen. Diese Kritik ist von der Fragestellung der öffentlichen Bücherei als einer dem Gesamtwohle verantwortlichen Bildungsanstalt im allgemeinen zu weit entfernt. Zu hochwertigen Leistungen, die über den Rahmen der öffentlichen Bücherei hinaus für die gesamte deutsche literarpädagogische Praxis Bedeutung haben werden, wird die öffentliche Bücherei nur kommen, wenn es ihr gelingt, hochqualifizierte Kräfte in ausreichender Anzahl in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. In der Gewinnung und Schulung eines solchen Mitarbeiterkreises liegt eine der größten Aufgaben des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde.

An diese Vorträge schloß sich in nichtöffentlicher Sitzung die Berichterstattung über die Tätigkeit und die Finanzverhältnisse des Instituts an. P. L.

Westdeutsche Volksbüchereischule

Die Preußische Volksbücherei-Vereinigung, die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig und die Stadt Köln haben in Köln eine volksbibliothekarische Fachschule gegründet, die den Namen „Westdeutsche Volksbüchereischule" trägt. Die Schule eröffnete ihren ersten Lehrgang am 15. Mai d. J. mit 3 Schülern und 11 Schülerinnen, die aus Hannover, Westfalen, Rheinland, Baden und der Schweiz stammen. Als Mindestvorbildung wird nach den Satzungen der Schule das Abitur verlangt; jedoch behält sich die Leitung der Schule vor, bei älteren Schülern und Schülerinnen, die bereits in einem literarischen, pädagogischen oder sozialen Beruf gestanden haben, auf diese schulmäßige Vorbildung zu verzichten. Das Mindestalter beträgt 20 Jahre. Der Lehrgang, der zwei Ausbildungsjahre, ein theoretisches und ein praktisches umfaßt, gestaltet sich so, daß drei Viertel des theoretischen Jahres in Köln und ein Viertel in Leipzig in Verbindung mit der Deutschen Volksbüchereischule und dem Institut für Leser- und Schrifttumskunde absolviert werden.

Aus Anlaß der Begründung der Schule fand am 15. Mai im Hansasaale des Kölner Rathauses eine Eröffnungsfeier statt, zu der außer der Mitarbeiterschaft der Kölner Volksbüchereien und den Schülern eine große Anzahl geladener Gäste erschienen waren.

Bibliotheksdirektor Dr. Reuter eröffnete die Feier und begrüßte zunächst die erschienenen Gäste, die Vertreter des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der Regierung, der Stadt, der benachbarten Bibliotheken, der Volksbildungsorganisationen und der Literatur und legte dann die Gründe dar, die zur Errichtung der Schule geführt haben. Der Volksbüchereidienst stellt gewisse Anforderungen, die eine schulmäßige Ausbildung notwendig machen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist der Stoff so intensiv durchgearbeitet worden, daß eine schulmäßige Übermittlung jetzt möglich ist. Die starke Nachfrage nach geschulten Kräften macht heute eine Dezentralisation in der Ausbildung notwendig, und so erschien es als eine besondere Aufgabe, die westdeutschen Büchereien, soweit sie Wert darauf legen, mit Kräften zu versorgen, die aus einer im Westen gelegenen Ausbildungsstätte hervorgehen, ohne daß damit der Anspruch erhoben werden soll, ein Monopol für Westdeutschland einzurichten.

Ministerialrat Dr. v. Erdberg überbrachte die besten Wünsche des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der die Gründung der Schule begrüße, ohne

damit etwas über die Maßnahmen zur Lösung der schwebenden Ausbildungsfrage der Volksbibliothekare, die das Ministerium erst nach Rücksprache mit den berufenen Vertretern des volkstümlichen Büchereiwesens treffen werde, vorentscheiden zu wollen.

Der Kölner Regierungspräsident Dr. Elfgen übermittelte die Glückwünsche der westdeutschen Regierungspräsidenten und sprach auch seinerseits seine Freude über die neue Schule aus. Er fand warme Worte der Anerkennung für die Tätigkeit der volkstümlichen Bücherei, die ein so starkes Gegengewicht gegen den Niedergang des geistigen Lebens darstelle.

Im Namen der Stadt Köln sprach Beigeordneter Dr. Meerfeld, Dezernent des Amtes für Kunst und Volksbildung, die besten Grüße und Wünsche aus und stellte in Aussicht, die junge Gründung, der er selbst von Anfang an das stärkste Interesse entgegengebracht habe, in jeder Weise zu unterstützen und zu fördern.

Dann ergriff Walter Hofmann, der Direktor der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, das Wort zu dem Hauptvortrag „Die Bedeutung der volksbibliothekarischen Berufsarbeit innerhalb der Erwachsenenbildung“ und riß in kurzen, aber glänzenden Ausführungen die ganze Problematik des volksbibliothekarischen Berufes auf.

Er ging aus von der nach 1918 einsetzenden Volksbildungsbewegung, die in Ablehnung aller überkommenen Institutionen nach neuen Formen der Volksbildung suchte und vor allem der Volkshochschule ihr Interesse zuwandte, die volkstümlichen Büchereien dagegen stark in den Hintergrund drängte. In den Jahren 1918/20 mochte es manchmal scheinen, als sei in den volkstümlichen Büchereien, die selbstverständlich in ganz anderem Maße als die Volkshochschulen „Institution“ sind, die Kraft des Geistes weithin erstarrt, und es erst der Neubelebung volksbildnerischer Gedanken durch die Volkshochschule bedürfe, damit die volkstümlichen Büchereien eine Revision ihrer eigenen Grundlage vornahmen und sich auf die Fülle der ihnen zufallenden Aufgaben besannen. Heute bietet sich ein anderes Bild: Immer mehr rückt die volkstümliche Bücherei in den Mittelpunkt des freien Volksbildungswesens. Gerade weil die volkstümliche Bücherei, wenn sie zu fruchtbarer Arbeit kommen will, „Institution“ werden muß mit einer objektiven Bildungsaufgabe, mit hauptamtlichen Trägern, mit eigenem Lebens- und Wirkungs„raum“, mit einer sinnvoll dienenden Apparatur, kann sie auch Grundlage und Sammelpunkt für viele andere volkspädagogische Aufgaben sein. Der ständigen Gefahr der Erstarrung anderseits, die der Bücherei durch die ihr immanente Notwendigkeit der Institutionalisierung immer wieder droht, muß sich die volkstümliche Bücherei immer bewußt bleiben. Dies gilt vor allem auch für die, die in der volksbibliothekarischen Berufsarbeit stehen. Aber auch ihnen kann wiederum aus der Eigenart des Berufes eine ständige Hilfe und Kraft lebendig zu bleiben erwachsen.

Die Sicherung, die der Beruf selbst gibt, liegt in der Mannigfaltigkeit der Arbeitsgebiete und den zahlreichen Anforderungen, die daraus erwachsen: Aufgeschlossenheit gegenüber dem geistigen Leben des Volkes, wie es sich in dem Schrifttum des eigenen Volkes und der Weltliteratur spiegelt, gegenüber den Fragen und Nöten unserer Zeit; psychologisches, pädagogisches und soziales Verständnis für den Menschen, der in der Bücherei seinen Hunger nach geistigen Gütern zu stillen sucht; dann aber auch Sinn für Ordnung, Geduld zu ermüdenden, täglich wiederkehrenden Arbeiten und kaufmännische und organisatorische Sicherheit in der Verwaltung und Ergänzung der Werte der Bücherei; all das sind Forderungen, die an den in der volkstümlichen Bücherei tätigen Menschen gestellt werden. Diese Eigenart der volksbibliothekarischen Tätigkeit ist es, die vor Erstarrung bewahrt, die immer erneut fruchtbare Spannungen entstehen läßt. Die volle Verwirklichung dieses Ideals in einem Einzelmenschen wird allerdings selten sein. Dennoch muß man eine Mindestleistung auf jedem Gebiet von jedem Volksbibliothekar verlangen. Die volle Entfaltung der Kräfte des einzelnen wird dann in Einzelgebieten erfolgen. So wird der

ideale Volksbibliothekar stets ein „Kollektivwesen" sein, eine Gemeinschaft von Menschen, die ihre individuellen Kräfte in organischer Eingliederung in den Dienst der einen großen Sache stellen. Der Kreis derer aber, die sich diesem Beruf widmen wollen, sollte schon in der Zeit der Ausbildung in dem gemeinsamen Streben zu diesem Ziele zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, die Vorbild einer solchen volksbibliothekarischen Arbeitsgemeinschaft ist.

Mit diesem Wunsche, den er den Schülern und Schülerinnen der neuen Schule mit auf den Weg gab, schloß Walter Hofmann seinen eindrucksvollen Vortrag. Dr. Reuter, der dem Referenten den Dank der Versammlung aussprach, übergab in seinem Schlußwort die Schule ihrer Arbeit, durch die allein sie ihre Existenzberechtigung erweisen kann.

Dr. Maria Steinhoff-Köln

Institut für Leser- und Schrifttumskunde

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde, in dem seit 1926 die Forschungs- und Vorbereitungsabteilungen der Deutschen Zentralstelle zusammengefaßt sind, legt für das zweite Jahr der Institutstätigkeit einen Bericht vor, dem wir die folgenden Angaben, die weitere Kreise unserer Leser interessieren werden, entnehmen.[1] Der Bericht ist in folgende Abschnitte gegliedert: Die Forschungsabteilung, Die deutsche Volksbibliographie, Die deutsche Volksbüchereischule, Übersichten, Der Verwaltungsausschuß.

Am ausführlichsten wird über die Forschungsabteilung berichtet. Darüber heißt es in dem Bericht.

Die vergleichende Gruppenstatistik

Innerhalb des Gesamtgebietes der leserkundlichen Untersuchung kommt besondere Bedeutung zu der vergleichenden Gruppenstatistik. In dieser werden die soziologisch und biologisch bedingten Lesergruppen, welche untersucht werden sollen — die Männer und die Frauen, die Jugendlichen und die Erwachsenen, die Arbeiter und die Bürgerlichen — den verschiedenen Gebieten der Literatur gegenübergestellt. Durch die Häufigkeit und Intensität, in der die Lesergruppen auf die Literaturgebiete reagieren, soll ein Einblick in die vorherrschenden Interessenrichtungen der einzelnen Gruppen gewonnen werden. Die Literaturgebiete sind hier also Untersuchungsmittel, sie können in diesem Zusammenhang auch als „Reagenzgruppen" bezeichnet werden.

Im Laufe des Berichtsjahres zeigte sich in einer bestimmten Hinsicht ein Mangel dieser Arbeit, wie sie bisher von uns angelegt worden war. Die Literaturgruppen nämlich, die in der angegebenen Weise als Reagenzgruppen verwendet wurden, erwiesen sich für diese Aufgabe nur zum Teil als tauglich. Diese Literaturgruppen entstammen im wesentlichen der traditionellen Gliederung der Wissenschaft und des Schrifttums. Hieraus ergab sich eine Aufgabe von außerordentlicher Tragweite: die Neubildung von Literaturgruppen unter leserpsychologischen Gesichtspunkten. Es müssen die Grundbegriffe gewonnen werden, unter denen die Untersuchung der einzelnen soziologisch und biologisch bedingten Lesergruppen durchzuführen ist. Die Tatsache, daß für mannigfache Zwecke des geistigen Lebens schon eine bestimmte, historisch gewordene Begriffsbildung in der Klassifizierung der Wissenschaft und des Schrifttums vorlag, konnte nur so lange die hier vorliegende Aufgabe verdecken, so lange die leserkundliche Forschung nicht mit dem erforderlichen Einsatz an Kräften durchgeführt werden konnte. In dem Augenblick aber, in dem die Aufgabe erkannt wurde, wurde

[1] Die Schrift selbst kann ebenso wie der Bericht über das erste Jahr durch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen bezogen werden.

sofort auch ihre Bedeutung weit über den engeren Rahmen dieser Forschungen hinaus deutlich. Viele Aufgaben, die in der literarpädagogischen Praxis der öffentlichen Bücherei von höchster Bedeutung sind — wie die Organisation des Buchkartenpräsenzkataloges, des wichtigsten Hilfsmittels für die individuelle Leserbedienung, und die Gestaltung der für die Hand der Leser bestimmten Sachverzeichnisse —, diese und andere Aufgaben werden ganz befriedigend erst gelöst werden können, wenn jenes neue System von Grundbegriffen der Literaturgliederung erarbeitet ist.

Zunächst schien es möglich zu sein, das neue Untersuchungsmittel schon für die laufenden Untersuchungen einzelner soziologisch und biologisch bedingter Lesergruppen fruchtbar machen zu können. Es zeigte sich aber nach intensiver Arbeit, daß hier eine Aufgabe von solchen Ausmaßen vorliegt, daß sie erst in einer Reihe von Jahren wird durchgeführt werden können. Denn bei der Bildung der Reagenzgruppen selbst handelt es sich nicht um die Gewinnung eines neuen Systems von Grundbegriffen, sondern auch um die Zuordnung des gesamten in Betracht kommenden Büchermaterials zu diesen Begriffen. Das setzt aber für das vorliegende Untersuchungsmaterial die Prüfung von etwa 12000 verschiedenen Büchern unter vollständig neuen Gesichtspunkten voraus, die in den meisten Fällen ohne eine erneute Lektüre dieser Werke, zum mindesten einer mehr oder weniger ausgedehnten Stichprobenlektüre, nicht vorgenommen werden kann. Liegt nun auch gerade in dieser Prüfung, das heißt in den dabei gewonnenen neuen Einsichten in die Struktur des Büchermaterials, ein weiteres sehr wichtiges „Nebenprodukt" dieser Arbeit, so liegt doch auf der Hand, welche Arbeitsleistung hier erforderlich ist, um ans Ziel zu kommen, — wenigstens dann, wenn das Ziel nicht nur pro forma erreicht werden soll, sondern wenn eine feste und dauernde Grundlage für eine Reihe entscheidend wichtiger theoretischer und praktischer Arbeiten der Literaturpädagogik geschaffen werden soll.

Eine vollkommen befriedigende leserkundliche vergleichende Gruppenstatistik wird also erst nach Erarbeitung des neuen Untersuchungsmittels durchgeführt werden können. Trotzdem kann in der Zwischenzeit nicht auf jede Erforschung der einzelnen Lesergruppen verzichtet werden. Auf Mitteilungen aus dieser Arbeit warten sowohl die deutschen Volksbibliothekare als auch weite Kreise der Erwachsenenbildung außerhalb der Volksbüchereiarbeit. Daraus ergibt sich für das Institut auf diesem Arbeitsgebiet nunmehr der folgende Arbeitsplan. In den nächsten Jahren werden die Grundlagen für jene neue Gliederung des Schrifttums und damit für eine vollkommenere vergleichende leserkundliche Gruppenstatistik erarbeitet werden müssen. Inzwischen müssen mit dem unvollkommeneren Untersuchungsmittel der vorhandenen traditionellen Literaturgruppen behelfsmäßige Untersuchungen durchgeführt werden. Diese Gabelung hat in der zweiten Hälfte des Berichtsjahres schon eingesetzt. Die Untersuchung an Hand der traditionellen Literaturgruppen wurde wieder aufgenommen.

Auf diese Weise erklärt sich, daß die Forschungsarbeiten des Instituts zwar mit außerordentlicher Intensität und zum Teil mit vertiefter Einsicht in die hier vorliegende Problematik durchgeführt wurden, daß aber abgeschlossene, publikationsreife Leistungen heute noch nicht vorliegen.

Die Häufigkeitslisten

Zu der vergleichenden Gruppenstatistik, wie sie im vorstehenden kurz skizziert wurde, müssen innerhalb der Leserkunde noch andere Untersuchungsgänge treten. Bei jeder Bildung von Literaturgruppen verschwindet die Bedeutung des einzelnen Buches im geistigen Haushalt der Leserschaft. Daher ist es erforderlich, auch das einzelne Buch als Untersuchungs- und Reagenzmittel zu benutzen. Von besonderer Bedeutung ist diese Untersuchung, so lange bei der vergleichenden Gruppenstatistik mit behelfsmäßigen „Reagenzgruppen" gearbeitet werden muß. In diesem Falle können die Fehler, die sich mit dem ungenügend durch-

Verband der Volksbüchereien des Saargebiets

Fahrbare Bücherei



Verband der Volksbüchereien des Saargebiets — Fahrbare Bücherei

gebildeten Untersuchungsmittel einschleichen, durch den Einsatz des einzelnen Buches als Untersuchungsmittel wieder ausgeglichen werden.

Diese Einsichten waren für die Institutsleitung bestimmend, einen solchen zweiten Untersuchungsgang in großem Maßstabe durchzuführen. Insgesamt standen 12.000 verschiedene Bücher als Untersuchungsmittel zur Verfügung. Die Bücher wurden zunächst noch einmal in einigen großen Literaturgebieten zusammengefaßt. Innerhalb dieser Literaturgebiete wurden die Bücher geordnet nach der Häufigkeit ihrer Benutzung, dergestalt, daß die nichtbenutzten, überhaupt nicht gelesenen Bücher an der Spitze der Erhebung stehen, denen dann die wenig, dann die viel und zuletzt die sehr viel gelesenen Bücher folgen. Diese Listen können als „Häufigkeitslisten" bezeichnet werden.

Diese Methode nun wurde angewandt auf die einzelnen Lesergruppen. Zunächst wurden derartige „Häufigkeitslisten" mit demselben Büchermaterial hergestellt für die sechs Elementargruppen der jugendlichen und erwachsenen, der männlichen und weiblichen, der bürgerlichen und der proletarischen Leser. Auf diese Weise kann die Frage beantwortet werden: Welche Bücher werden beispielsweise von den proletarischen Lesern vollständig vernachlässigt? Welches sind die bevorzugten Bücher dieser Lesergruppe? Die Bedeutung dieser Fragestellung liegt auf der Hand. Dieselbe Frage kann dann für die übrigen Lesergruppen, deren Untersuchung überhaupt von Interesse ist, gestellt und beantwortet werden. Abgesehen von den eben genannten sechs Elementargruppen ist auf diese Weise im Berichtsjahr insbesondere untersucht worden die Gruppe der erwachsenen männlichen Arbeiter, und die hier gewonnenen Ergebnisse sind in Beziehung gesetzt worden zu den analogen Ergebnissen in den Gruppen der jugendlichen männlichen Arbeiter, der Arbeiterfrauen und der Lesergruppen mit akademischer Bildung.

Das so entstandene Material dient einmal, wie im vorhergehenden ausgeführt, dazu, Interessenbilder der einzelnen Leser- und Bevölkerungsgruppen herauszuarbeiten. Das Material hat andererseits aber auch eine hohe Bedeutung für die künftige Bearbeitung der einzelnen Literaturgebiete in der volkstümlichen Bücherei. An dieser Stelle wird die Leserkunde zur leserkundlich begründeten Bücherkunde. (Siehe hierüber auch die Angaben auf Seite 10 des ersten Institutsberichtes.) Die so entstehenden Materialien werden nunmehr den einzelnen Fachreferenten der Deutschen Zentralstelle und der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, unter Umständen auch auswärtigen Fachgenossen zur Verfügung gestellt.

Mit der praktischen Durchführung dieser Erhebung war nicht so sehr der Kreis der wissenschaftlichen und bibliothekarischen Mitarbeiter des Instituts als vielmehr dessen statistisches Büro beschäftigt. Die Erhebung erstreckte sich auf die Jahre 1922—1926 auf einen Bestand von 12.000 Werken (Erststücken!) und etwa 800.000 Entleihungen. Eine außerordentlich umfangreiche Arbeit war nötig, um zur Gewinnung der Häufigkeitslisten zu kommen. Diese konnte nur durchgeführt werden, indem das statistische Büro zeitweise mit zahlreichen Aushilfskräften arbeitete und sich der modernen Rechenmaschinen bediente.

Die Leserprotokolle

Aber auch mit diesem zweiten Untersuchungsgang können noch nicht alle wichtigen Fragen der leserkundlichen Forschung beantwortet werden. Bei beiden bisher skizzierten Untersuchungsgängen verschwindet das einzelne Individuum und verschwinden die aus dem Vergleich einzelner Individuen zu gewinnenden Grundtypen, die dann in der Gesamtleserschaft sowie in den einzelnen soziologisch oder biologisch bedingten Lesergruppen auftreten. Die Untersuchung muß sich daher zuletzt auch darauf erstrecken, die geistigen Bilder einzelner konkreter Leserindividuen zu gewinnen und diese Bilder zu vergleichen, um schließlich von hier aus zu einer Typologie der Leser zu kommen, die dann in Beziehung zu setzen ist zu den

Ergebnissen, die in den beiden vorher skizzierten Untersuchungsgängen gewonnen werden. Auch diese dritte Untersuchung ist im Berichtsjahre in weitem Umfange vorbereitet und durchgeführt worden, indem die Geschichte der Büchereibenutzung von rund 1800 einzelnen Leserindividuen festgehalten worden ist. Da die erste Auswertung und Publikation der leserkundlichen Arbeiten des Institutes sich auf die Feststellung des Interessenbestandes der proletarischen Leser richten soll, sind diese 1800 „Leserprotokolle“ aus den Kreisen männlicher proletarischer Leser gewonnen worden. Die Durcharbeitung dieses Materials, seine Analyse und seine Zusammenfassung zu Grundtypen proletarischen Leseinteresses ist im Gange, aber gleichfalls noch nicht abgeschlossen.

In den drei soeben skizzierten Untersuchungsgängen ist im Berichtsjahre ein sehr umfangreiches und, wie wir glauben, wertvolles Material gewonnen worden. Die Auswertung dieses Materials aber für größere Interessentenkreise und für die Öffentlichkeit konnte aus den im vorhergehenden dargestellten Ursachen noch nicht sehr weit gefördert werden. Die im vorigen Jahre angekündigte leserkundliche Arbeit des Institutsleiters liegt etwa zur Hälfte im Manuskript vor. Es darf angenommen werden, daß sie nunmehr im Laufe des neuen Geschäftsjahres erscheinen wird. Inzwischen ist aber das Material in Form von leserkundlichen Vorträgen bei volksbildnerischen Veranstaltungen verschiedener Art ausgewertet worden (z. B. bei einer Vorlesungsreihe, die der Leiter des Instituts im ersten Vierteljahr 1928 hielt, bei der 6. Hohenrodter Tagung u. a.).

*

In der Abteilung „Die Deutsche Volksbibliographie“ wurde die Arbeit an den im ersten Bericht angekündigten Musterverzeichnissen weitergeführt. Veröffentlicht werden konnte im November 1927 das Verzeichnis „Die Welt um Deutschland“. Im Mai 1928 erschien das Verzeichnis „Deutsches Land und Volk“. Nahezu druckfertig, nur noch der letzten Schlußredaktion durch die Leitung des Instituts bedürftig, sind von den im ersten Bericht angekündigten Verzeichnissen die folgenden: Die Welt der Frau, Meisterwerke der Geschichtsschreibung, Meister der Musik. Neu in Angriff genommen wurde im Berichtsjahr die Bearbeitung des Verzeichnisses Handel und Verkehr und des Verzeichnisses Naturwissenschaften. Hiervon liegt der erste Abschnitt „Astronomie“ gleichfalls bis auf die letzte Schlußredaktion fertig vor. Die Aufnahme, die die beiden zuletzt herausgekommenen Verzeichnisse, nämlich „Die Welt des Sozialismus“ und „Die Welt um Deutschland“, gefunden haben, hat erneut gezeigt, wie sehr das Institut auf dem richtigen Wege ist, wenn es diesen Hilfsmitteln der literarpädagogischen Praxis eine ganz umfassende und ganz gründliche Arbeit widmet. Beide Verzeichnisse sind sowohl von den Fachleuten der betreffenden Gebiete wie auch von der volksbibliothekarischen Fachwelt und von Volkshochschulleuten mit außerordentlicher Wärme begrüßt worden. Das Verzeichnis „Die Welt um Deutschland“ hat insbesondere bei den Vertretern des geographischen Lehrfaches an den höheren Schulen eine sehr lebhafte Zustimmung gefunden. Gerade an dieser Stelle unserer Arbeit wird deutlich, daß ein Institut, welches, gestützt auf die Erfahrungen der deutschen volkstümlichen Bücherei, zu einer unabängigen Durchleuchtung und Darstellung des Schrifttums kommt, eine Bedeutung weit über das volkstümliche Büchereiwesen selbst hinaus erlangt.

Schließlich bringt der Institutsbericht noch Mitteilungen über die Tätigkeit der Deutschen Volksbüchereischule sowie verschiedene Übersichten über die zahlreichen Besuche und Besichtigungen des Instituts, die Mitarbeiterschaft und die Veröffentlichungen des Instituts, für die wir auf den Bericht selbst verweisen müssen. P. L.

Bücherkunde

Romane, Erzählungen, Lebensbilder

Drei historische Dichtungen

Agnes Miegel, Geschichten aus Alt-Preußen. Jena 1926, Eugen Diederichs. 219 Seiten. Preis 5.– M.

Alfred Neumann, Der Teufel. Roman. 81.–85. Tausend. Stuttgart 1928, Deutsche Verlagsanstalt. 476 Seiten. Preis geb. 7.50 M.

Wilhelm von Scholz, Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschmitt. Dritte Auflage. Berlin 1927, Horen-Verlag. 550 Seiten. Preis 5.50 M.

Agnes Miegel, die bald 50jährige Ostpreußin, ist uns wert geworden durch ihre herrlichen Balladen[1]. Auch hier, in den Geschichten ihres ersten Prosabuches, stecken balladenhafte Züge: wenn z. B. gleich in der ersten („Landsleute") der Soldat Widmer im byzantinischen Gefängnis eine Freie seines eigenen Stammes auffindet, welche durch höfische Intrigen gestürzt und den Raubtieren bestimmt ist, und wenn er mit ihr unvermittelt eine abenteuerliche Flucht nach der nordischen Heimat unternimmt. Aber die poetische Ausführung arbeitet mit einer solchen Fülle sachlicher Einzelheiten, übermalt die Handlung mit soviel örtlichem und zeitlichem Kolorit, daß man die Erzählungen am besten als historische Miniaturen bezeichnet. Die großartige „Fahrt der sieben Ordensbrüder" ist ein Muster dieser Gattung. Der unfreiwillige Besuch verirrter Deutschherren auf dem Hofe eines sterbenden Preußenfürsten gibt Gelegenheit zu einer wundersamen Entgegensetzung altpreußisch-heidnischen Volkstums und germanisch-christlicher Kolonisation. Welch ein unglaublicher Reichtum an Eindrücken entfaltet sich in einer einzigen Situation! Und welch einen erschütternden Einblick in das Spiel vieler Menschenlose, ja geradezu in das biblische Leben einer fernen Zeit gewinnt man während einer einzigen unheimlichen Nacht! — Eine andere Geschichte aus der vornapoleonischen Zeit („Der Geburtstag") schildert nur, wie eine Sippe Salzburger Emigranten den Geburtstag eines Neunzigjährigen feiert. Gleichwohl ist die Erzählung darum durchaus historisch zu begreifen, daß sie die Auflösung des strenggläubigen Wesens in dem offeneren ostpreußischen Leben getreulich illustriert. — Allenfalls könnte man „Engeltes Buße" eine Erzählung im üblichen Sinne nennen: die Geschichte von einem Mädchen, das sein Neugeborenes tötet, weil es an der Rückkehr des Geliebten zweifelt, von ihm aber gerade der Tat wegen verschmäht wird, und erst später durch eine mutige Tat, die Rettung ihres Herrenkindes vor den eingebrochenen Tartarenhorden, ihre Schuld sühnt und den Mann wiedergewinnt.

Natürlich darf man nicht erwarten, daß diese Geschichten dem Leser in der Weise der unterhaltsamen Erzählungen eingehen. Sie sind ganz und gar nicht angetan, die Zeit flüchtig zu vertreiben, im Gegenteil, sie beanspruchen Zeit und ernsthaftes Bemühen. Die Dichterin schickt keinerlei Vorbereitung voraus und gibt ebensowenig irgend eine Erklärung. Alles ist Anschauung. Und auch insofern gleichen die Geschichten wirklichen Miniaturen. Wer sie völlig verstehen will, darf die Mühe nicht scheuen, sich über dies oder jenes noch zu informieren. Ein wenig historische Kenntnis ist erforderlich.

[1] Siehe dazu die Besprechung auf S. 129 dieses Bandes. D. S.

Wer aber diese Anstrengung macht, der wird Zeiten und Menschen in blutvoller und rücksichtsloser Realistik schauen, vorgestellt von einer Dichterin, welche ausgezeichnet ist gleichermaßen durch Reichtum an Kenntnissen, tiefe, unbefangene Liebe zur Heimat und eine gewaltige Gabe der Versenkung in Vergangenes. Diese gesättigten poetischen Visionen lassen wirklich tief eindringen in ostpreußisches Land und Wesen, wundersam Gewordenes und geheimnisvoll Wirkendes.

Neumanns Roman unterscheidet sich von den Geschichten der Agnes Miegel so vollständig wie das historische Porträt von der Miniatur. Also der Mensch, das sorgfältig durchgezeichnete Gesicht, der Charakter, die Seele beschäftigen jetzt das Interesse, während von den Gegenständen nicht mehr Platz auf dem Bild finden, als der Hintergrund erfordert. Übrigens erblickt man neben Ludwig XI. von Frankreich auch noch die dämonische Verdoppelung seines Wesens, Oliver, den „Teufel". Insofern müßte man von einem Doppelbildnis sprechen; aber natürlich genügt der Vergleich überhaupt nicht.

König Ludwig XI. spielt eine ganz hervorragende Rolle in der französischen Geschichte. Er befreite die Monarchie von den feudalen Gewalten, brachte zahlreiche Territorien als erledigte Lehen an die Krone, errichtete als erster eine starke Zentralgewalt, mit einem Wort: er ist der eigentliche Begründer der politischen und nationalen Einheit Frankreichs. Überdies beförderte er Handel, Industrie und Ackerbau, sorgte für eine geordnete Rechtspflege, schenkte dem Lande eine gute und sparsame Verwaltung, begünstigte auch Künste und Wissenschaften. Ein großer und weitsehender Staatsmann, durchdrungen von der Vorstellung, der „Beamte der Krone" zu sein, überwindet die politischen Formen des Mittelalters. Es ist nötig, auf diese historische Größe und Bedeutsamkeit Ludwigs, deren Kenntnis Neumann als selbstverständlich voraussetzt und welche er jedenfalls nur bisweilen berührt, besonders aufmerksam zu machen, denn in ihr ist der Schlüssel zum ganzen Roman verborgen. Was wäre Ludwig ohne diesen Wert? Nur ein Monstrum und ein Scheusal! Daß er, skrupellos in der Wahl der Mittel, die Gesetze der Moral übertritt, Treue und Glauben bricht, bekommt Sinn allein unter dem Aspekt des enorm politischen Zweckes. Und wenn er geschildert wird als ein unsympathischer, unberechenbarer, despotischer, heimtückischer, mißtrauischer, rachsüchtiger und grausamer Mensch, so erkennt man eine Verwüstung des Menschlichen, welche er um seines hohen Amtes und seiner historischen Bestimmung willen erlitten hat. Hier liegt, glaube ich, die Erscheinung, die den Dichter eigentlich anzog. Und er hat sie auf eine ganz virtuose Art bewältigt. Die Gefahr monologischer Reflexionen, die der Gestaltung einsamer außergewöhnlicher Menschen immer droht, hat er durch die Gestalt des „Teufels" glücklich umgangen. Oliver Necker stammt aus einem flämischen Bauernhof; nach einer abenteuerlichen Jugend läßt er sich in Gent als Barbier nieder und dient dem König von Frankreich als Geheimagent. In dem Augenblick, wo der politisch ungemein begabte, kluge, listige und kühne Mann nach Frankreich berufen wird, beginnt er in der großen Politik mitzuspielen, bei den Intrigen und offenen Haupt- und Staatsaktionen, besonders aber im Kabinett. Beweise eines kongenialen Geistes und grenzenloser Ergebenheit machen Oliver dem König unentbehrlich, er steigt zu den höchsten Ämtern empor. Eine geheimnisvolle persönliche Anziehungskraft bindet die beiden Männer aneinander. In gewissen Momenten verschmelzen sie auf mystische Weise in eins. Dies unglaubliche, beispiellose und jenseits aller Moral stehende Verhältnis völliger geistiger Hingabe geht so weit, daß Oliver die einzige Frau, die er innig liebt, dem Herrn überläßt, und daß er für ihn mordet. Er nimmt sogar die Schuld aller schändlichen Taten Ludwigs freiwillig auf sich und besteht darauf, daß ihm nach dem Tode des Herrschers der Prozeß gemacht wird; denn er will das Böse der Herrschaft Ludwigs mit sich begraben wissen, damit das Große an ihr ungehemmt weiterwirke. Der Teufel hat also seine Aufgabe darin erkannt, daß er, unter Opferung seines eigenen persönlichen Wertes, die große historische Bestimmung eines einzigartigen Königs realisieren helfe, daß er ihm die ungeheuerlichen Anforderungen tragen helfe, die der König an den Menschen (in ihm) und der Mensch an den König stellt. Oliver ist das große überpersönliche Gewissen des Königs.

Wenn man trotz der Schwierigkeit der Materie von der ersten bis zur letzten Zeile in höchster Spannung gehalten wird, so sagt das genug von der außergewöhnlichen Begabung des Autors. Mir erscheint diese Begabung vorzüglich

dramatischer Natur, selbst das rein Theatralische verschmäht Neumann nicht (Abreißen falscher Bärte, Verkleidung, geheimnisvolle Tränke u. Ä.). Die gesteigerte Szene, der Dialog herrscht vor. Er wird mit glänzender Dialektik durchgeführt, aber die Dialektik verleitet den Dichter zu Überspitzungen. Ich suche hierin die Ursache, daß die Figuren oft gespreizt und aufgespannt erscheinen. Man hört die Gelenke knacken. Und in der Erinnerung spürt man erst recht, wie etwas in dem Inneren der Gestalten taub gewesen ist.

Wilhelm von Scholz, der schon immer eine Vorliebe für historische Stoffe bekundete, nimmt sich in seinem ersten Roman ein mittelalterliches Thema vor: Hexe — Heilige. Von zwei Zwillingsschwestern, die sich in der äußeren Erscheinung vollkommen gleich bleiben, entwickelt sich die empfindsamere, Maria, so, daß ein geringer Anlaß sie ins Kloster treibt, während die andere, Katharina, irdischen Trieben folgt, dabei aber zur Entdeckung höchst zauberhafter Kräfte ihrer Seele kommt. Solches wird ruchbar und Katharina als Hexe zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. In der Stunde, da die beiden Schwestern Abschied voneinander nehmen dürfen, wechselt Maria die Kleidung und bietet sich selbst, einem subtilen Schuldgefühle gehorchend, den Flammen dar, indes Katharina ohnmächtig ins Kloster geschafft wird. Dort sieht sie sich, aus langer Krankheit und geistiger Umnachtung genesend, als vermeintliche Maria (Schwester Perpetua) aufgenommen und findet sich darein, diese Rolle zur Buße wirklich durchzuführen. Da ihr die übernatürlichen Kräfte treu bleiben, kommt sie in den Geruch der Wundertätigkeit, wird Äbtissin und als eine Heilige weit über ihre Heimatstadt Augsburg hinaus berühmt und von hohen Personen gesucht und befragt.

Der Kern des Romans ist die aus alten Erzählungen bekannte Wendung im Schicksal der beiden Schwestern. Alles andere ist Verbreiterung des großartigen novellenhaften Motives, und dieses würde kaum eine so starke Belastung durch breite Schilderungen und Abschweifungen ertragen, wenn nicht so viel Liebe an die zahlreichen Figuren und Episoden gewandt wäre und wenn nicht so viel Besinnliches aus den Einzelheiten herausspräche. Jedenfalls hat der Autor die billige Sensation, die dem Stoffe naheliegt, gänzlich vermieden und lieber in verborgenen Tiefen nachgegraben. Die Dichtung regt nicht auf, aber sie regt an.

Ob man immer zu folgen vermag, ist eine andere Frage. Die Fähigkeiten, die Scholz an der Katharina beschreibt, sind durchaus keine phantastische Erfindung. Hellsehen und Fernsehen ist heute bei einer Anzahl Medien einwandfrei festgestellt und bereits Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung. Wir dürfen also mit Recht vermuten, daß im Mittelalter Hexerei und Wunder aus der gleichen Anlage entsprangen und sich nur durch die Richtung, in der sie wirkten, als gut oder bös unterschieden. Warum sollte also eine Hexe nicht eine Heilige werden können? Es käme dabei nur auf eine innere Umkehr an. Was Katharina anbetrifft, so vermag ich allerdings ihre Wandlung nicht mit voller Überzeugung zu erleben. Ihre Sünde ist ebenso untief wie ihre Reue oberflächlich und ihr Wundertun äußerlich. Wenn sie aber den falschen und den rechten Weg nicht unter dem Drucke stärkster sittlicher und religiöser Energien beschreitet, wenn ihre Umkehr nur von einer unmotivierten Berufung durch Gott und die Opferung der Schwester verursacht ist, dann erlangt dieser Mensch keine persönliche Bedeutung und ist nur als Instrument in der Hand einer höheren Vorsehung zu bewerten, — wodurch er als Gegenstand der Dichtung einigermaßen fragwürdig wird. — Welche Bücherei die gesammelten Erzählungen des Dichters („Die Unwirklichen", „Zwischenreich") noch nicht eingestellt hat, sollte diese dem Roman vorziehen.

Hoyer

C. F. Ramuz, Sonderung der Rassen. Roman. Deutsch von Werner Joh. Guggenheim. Leipzig 1927, E. Weller & Co. 279 Seiten. Preis 3.20 M.

Charles Ferdinand Ramuz schreibt Französisch, doch nicht wie ein Franzose, denn er ist Schweizer, Waadtländer. Man hat sich zwar im letzten Jahr in Frankreich für ihn eingesetzt. Rolland, Barbusse, Claudel begrüßten ihn begeistert, aber sie erfuhren viel Widerspruch, und es bleibt zweifelhaft, ob er dort volle Anerkennung finden wird. Es handelt sich nämlich nicht darum, ob er ein gutes oder schlechtes,

ein klassisches oder neues Französisch schreibt, sondern darum, ob man der neuen Sinnrichtung seiner Kunst folgen kann und ob man ein so innerliches, sich beschränkendes Dichtertum zu verstehen vermag. Was dieses aber anlangt, so ist es eben schweizerisch, bodenständig wie dasjenige Gottfried Kellers, und etwas von einer Wesensart ist dabei, die den Deutschen anzieht. Damit wollen wir Ramuz nicht gleich für uns beanspruchen. Es sei nur gesagt, daß in diesem Falle eine Übersetzung, wenn sie auch nie das Original decken kann, doch sehr viel von ihm zu vermitteln imstande ist, falls sie nur mit der nötigen Liebe und Begabung veranstaltet wird, und das ist bei den Werken Ramuz', die bisher Eingang im deutschen Schrifttum gefunden haben, wirklich geschehen.[1] Als man den Dichter 1927 mit dem Gottfried-Keller-Preis bedachte, wurde ihm darum nicht nur eine verdiente, sondern auch sinnvolle Anerkennung seines Vaterlands. Ramuz erscheint als ein würdiger Nachfahre Kellers, sowohl was die hohe Kunst der sprachlichen Gestaltung anbetrifft als auch sein Verhältnis zu Heimat und Volk. Er hat die Erde als Mutter erkannt und gehört ihr nicht allein aus Überzeugung, sondern in wirklich magischer Verbundenheit an. Dort ruht sein Glaube, und von dort bekommt er seine Kraft.

Die Stoffwelt Ramuz' ist das Waadtländer Dorf und die Kleinstadt, die Welt der Handwerker und, wie im vorliegenden Roman, vornehmlich der Bauern. Da liegt ein massiger Gebirgsstock und sondert zwei Rassen, verschieden von Aussehen, Sprache und Wesen. Auf der Höhe, wo sich von beiden Seiten die Triften bis nahe an den Paß hinaufziehen, geschieht die verhängnisvolle Tat. War es eine tiefe Leidenschaft oder eine tolle Laune oder auch eine jener ungewöhnlichen Handlungen, über die wir nie volle Rechenschaft geben können? Firmin, ein junger Bursche, raubt da oben am Tage der Talfahrt von der Alp ein zur anderen Seite gehöriges Mädchen, so wie in der Vorzeit Männer sich Frauen raubten, und schafft sie hinab ins Haus seiner Mutter. Die anderen im Dorfe mischen sich in die Angelegenheit nicht weiter ein. Sie sagen dies und jenes Wort, hänseln etwas, aber mit der bäuerlichen Besonnenheit, die alles erst reifen läßt, warten sie den Ausgang ab. Langsam gewöhnt sich das Mädchen — ihr Name ist nie genannt — in die andere Umgebung ein, nimmt Nahrung und Kleider an, greift in der Wirtschaft zu, lernt die Sprache, wagt sich an den Brunnen und schließlich auf den Tanzboden, doch die Sonderung bleibt. Mag Firmin sich auch bisweilen dem Glauben hingeben, es werde noch alles gut. Er merkt ja nicht, daß nur ein Spiel mit ihm getrieben wird. Denn das große, blonde Mädchen hat Verbindung mit ihrem Heimatdorfe bekommen. Der stelzbeinige Händler Mathias war im Laufe des Jahres dreimal auf gewaltigem Umwege herübergekommen, hatte seinen Kram verkauft und geheime Botschaft und Abmachung hin- und hergetragen. Daher der Umschlag in ihrer Stimmung, ihrem Benehmen. Daher ihre Überlegenheit. So macht sie dem armen Burschen immer wieder Hoffnung, sie bringt ihn zum Bruch mit der Mutter; er duldet, daß sie vor ihm seinen Glauben herabwürdigt; ja sie zwingt ihn auch zu dem Entschluß, daß er sein eigen Land verleugnen und mit ihr über den Berg in ihre Heimat ziehen will. Es war nur ein falsches Spiel. Am Tage der Bergfahrt, als die Dörfler mit ihrem Vieh schon ausgezogen sind, läßt das Mädchen das Dorf von einem Schwachsinnigen anbrennen, den sie sich hörig gemacht hatte. Da kommen auch der Abrede gemäß ihre Leute von der anderen Seite, Mathias darunter und der ihr versprochene Bursche. Mit ihren Armen hält sie Firmin so lange bei sich, bis jene da sind, ihn zu erschlagen.

Vielleicht erhellt schon aus der bescheidenen Wiedergabe der Handlung, wie unproblematisch im gewohnten Sinne die Dichtung ist. Schuld und Sühne? Nein, so darf man nicht fragen. Firmins Raub war unrecht, aber sonst gibt sein Verhalten dem Mädchen gegenüber nicht zur geringsten Klage Anlaß. Er hat sie herübergeholt, aber eigentlich hindert nur das verschneite Gebirge ihre Rückkehr

[1] Die Leipziger Bücherhallen haben bereits eingestellt: Die Sühne im Feuer. Gedichte und Novellen. Zürich o. J., Orell Füßli. 198 Seiten / Das Regiment des Bösen. Roman. Basel 1921, Rhein-Verlag. 247 Seiten / Es geschehen Zeichen. Roman. Basel 1921, Rhein-Verlag. 244 Seiten. — Alle drei Bände sind ganz vorzüglich übertragen von Albert Baur, der zweite in Verbindung mit Emil Wiedmer.

vor dem nächsten Sommer. Deshalb denkt auch niemand an die Gerichte. Firmins Vergehen war vielmehr, daß er die Grenzen der Rassen überschritten, daß er die Sonderung zu durchbrechen versucht hat. Das war nicht gut. Er hat ein Jahr lang darunter gelitten, und dann hat ihn die Rache der anderen erreicht. Das war also nicht Verbrechen und Strafe, das war etwas wie ein Naturvorgang; denn was geschieht, geschieht nicht eigentlich aus dem Willen der einzelnen, sondern ist gesetzt in der Verschiedenheit der Rassen. Auf ein tiefes Eindringen in diesen Grund (er hat ganz und gar nichts mit ideologischem Rassenhaß zu tun!), jenseits aller Erklärung, Problematik oder Psychologie kommt es dem Dichter an.

Ich berühre damit die Besonderheit der Kunst dieses Schweizers und halte für nötig, etwas näher darauf einzugehen, weil sie tatsächlich einen neuen Gestaltungswillen offenbart. Ihre Hauptwirkung erreicht sie durch eine ganz erstaunliche Bildhaftigkeit, und zwar nicht durch die sprachliche, die vom Stoffe befreit, sondern durch die malerische, die an ihn bindet. Es ist freilich eine alte Weisheit, daß das malerische Prinzip in der Dichtung gefährlich sei. Die Beschreibung nämlich, zumal die naturalistisch nachmalende, betreffe sie nun Landschaft oder Menschen, bringt immer nur matte Bilder hervor. Von dieser Art ist allerdings bei Ramuz sehr wenig zu finden. Indem er *erzählt*, sieht man bereits, denn die Elemente des Bildes stecken bereits im sinnlich-übersinnlichen Wort, und so formen sich primitive, eindrucksstarke Bilder, die unmittelbar an Hodler und Henri Rousseau erinnern und auch deutlich an den Stil der neuesten Malerei, des „magischen Realismus", wie man sie ganz treffend bezeichnet hat. Das heißt, man erlebt die gegenständliche Welt weniger in der Vollständigkeit und Differenziertheit der äußeren Erscheinung, nicht als sinnlichen (impressionistischen) Augenreiz, sondern in ihrer eigentlichen, geheimnisvoll in die Welt der Erscheinung ausstrahlenden Existenz. Das gilt für die Darstellung der Menschen, die bei ihm mehr als Personen (gerundete Sonderheiten) denn Individuen erscheinen, wie auch für Landschaft, Interieur, Stilleben. Aus allem spricht eine bescheidene Hinneigung zu den Kleinigkeiten, eine große Ehrfurcht vor den Dingen und eine religiös-andächtige Liebe zu Natur und Menschen.

Man lese langsam, Satz für Satz, um solcher Kunst gerecht zu werden. Dann wird einen Ruhe und Sammlung aus dem episch-bedächtigen Vortrag überkommen; denn da ist keine sensationelle Erregung der Nerven, kein Gefühlsrausch, keine pathetische Steigerung — da ist die natürliche Besinnlichkeit eines festen, gesunden Menschen. Man bringt ein in die Welt der Erscheinungen und behält doch Abstand von ihr. Man bleibt in sich ruhen, ja man gewinnt an Halt, und das tut wohl wie die Lektüre Pestalozzis, Gotthelfs, Kellers.

Wohltuend einfach ist die Sprache an sich, kernig, gefüllt, sachlich. Oft empfindet man sie volkstümlich im vollsten Sinne wie bei Gotthelf. Dann aber kommen Stellen, wo man spürt, wie den Künstler die Form als Problem reizt und wie er am Stil arbeitet. Er schreibt nicht naiv, und darum läßt er sich auch nicht ganz naiv genießen. Er ist gezwungener als Keller, dafür ist er der Erde womöglich noch näher. Er verfügt nicht über den quellenden Reichtum Gotthelfs, Pestalozzis, auch ist nicht das Sittliche Kardinalpunkt seiner Kunst, viel eher das Religiöse. Aber er ist besorgt in der Form. Als vollendetste Leistungen erscheinen mir immer noch seine Novellen, jeder unverdorbene Leser wird sie dankbar annehmen. Von da aus ist auch das Verständnis der „Sonderung der Rassen" leichter zu gewinnen. (Die gleichwohl gute Übersetzung scheint mir allerdings nicht dieselbe Vollkommenheit zu haben.) Bei den beiden anderen Romanen (Das Regiment des Bösen[1], Es geschehen Zeichen[2]) bedenke man, daß sie schon tiefer in eine religiöse Gedankenwelt eintauchen.

Hoher

---

[1] Legendenhaft, visionär wird berichtet, wie in Gestalt eines zugewanderten Schusters der Leibhaftige Besitz von einem Dorfe ergreift.

[2] Ein ganzes Dorf, bereits aufgeregt durch die nahen und fernen Ereignisse des heißen Sommers 1917, wird noch mehr getroffen von den apokalyptischen Schriften, die ein Hausierer verbreitet, und glaubt während eines heftigen Gewitters den Untergang der Welt zu erleben.

Ludwig Finckh, Bricklebritt. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt. 167 Seiten. Preis geb. 4.50 M.

Der Lebensweg eines Menschen ist nicht vorauszusagen und entzieht sich oft auf merkwürdige Weise der Bestimmung, welche Herkommen und Erziehung ihm zu geben versuchen. Wir sind gewohnt, solches im Schicksale außergewöhnlicher Menschen zu bewundern, — warum soll es uns im Schicksale des alltäglichen weniger berühren? Das Wirken des Lebens ist auch in diesem wunderbar: wenn es also den einzigen Sohn des begüterten Bauern vom Pfluge fort, auf die Wanderschaft, in die Betriebe, ins Bergwerk und bis nach Südamerika treibt, und wenn der andere Bursche, aus einer vielköpfigen Handwerkerfamilie stammend, sich zurück zur Landwirtschaft wendet und seine Gemeinde lehrt, unwirtlichen Boden fruchtbar zu machen! Die lockere Komposition, in der Finckh die ungleichen Wege der zwei treuen Freunde entwickelt, bekommt dadurch wieder Zusammenhalt, daß beide unter dem gleichen Stern wandeln: Bricklebritt. Das ist ein Mädchen, welches der verehrenden Zuneigung der Freunde wert, ihnen aber von vornherein versagt ist. Dafür lebt sie bei Tun und Denken als ein guter Geist in ihnen, mit Freude und allem edlen Streben.

Die Geschichte ist gewiß nicht gerade bedeutend, aber sie ist auch nicht gewöhnlich. Was hierzu als Begründung anzuführen ist, gilt nun nicht allein in bezug auf die vorliegende Erzählung, sondern auf Ludwig Finckh überhaupt. Daß er Geologie, Prähistorie, Familienforschung, obschon nicht ohne Beziehungen, anbringt, mag man als Liebhaberei hinnehmen. Erfreulich ist seine unbekümmerte Art, Vergangenheit mit Gegenwart zu verbinden, Tradition zu achten, Volkstum zu bewahren und dennoch Sinn und Erfordernisse einer neuen Zeit vorurteilsfrei zu begreifen, das heißt Treue mit Freisinn zu vereinigen. Also bewertet er Handwerks-, Industrie-, Bergarbeit gleich positiv wie die bäuerliche und zeigt die eine so freudig getan wie die andere, denn er feiert Arbeit und Pflicht überhaupt. Dem entspricht Glaube, Bejahung in seiner Philosophie oder, wenn das Wort zu groß klingt, in seiner Lebensweisheit. Der Mann von Welt mag sie von oben herab belächeln; dem Einfältigen faßt sie in Worte, was er in besinnlichen Stunden ahnt oder stumm ersehnt, und gibt ihm, sonder Problematik, herzhafte Ermunterungen. „Blüh', Mensch, es ist Frühjahr!" Vom gleichen Holze ist der Poet selbst. Die Menschen, die er uns vorstellt, sind fast zu trefflich, doch muß man ihnen zugetan sein und kann sich ihrem wohltätigen Eindrucke nicht verschließen. Wahrscheinlich ist die Welt schwieriger, als sie der Dichter zeigt, aber man ist versucht zu glauben, es liege nur an uns, wenn wir sie nicht so leicht und fröhlich bewältigen wie seine Helden. Was sonst noch zu rühmen ist? Die Stimmung der Bodenseelandschaften, romantische Verse in der Weise Eichendorffs, ein gutes, sauberes Deutsch.

Ich mag beileibe niemanden zu einer Überschätzung Finckhs verführen. Er hat in keinem Betracht Größe und Gewalt; es wäre leicht, viel kritischer gegen ihn zu verfahren. Aber sein glückhaftes, liebenswürdiges Naturell geht dem Leser ins Herz, und dabei ist er besser als manche anspruchsvolleren Autoren. Darum sollte Finckhs Büchern in der Volksbücherei, auch in der kleinen, ein guter Platz eingeräumt werden.

Hoyer

Jeanne Berta Semmig, Ich träum' als Kind mich zurücke. Erinnerungen. Dresden 1927, Oscar Laube. 210 Seiten. Preis geb. 5.50 M.

Die Erinnerungen der Jeanne Berta Semmig führen in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, in die Kindheitsjahre der jetzt lebenden ältesten Generation. Der Vater der Verfasserin dieser Memoiren ist ein Gelehrter, der als Student begeistert die Revolution von 1848 mitmachte, dann fliehen mußte und in Orleans, der Stadt der Freiheitskämpferin Jeanne d'Arc, seine zweite Heimat fand, sich dort auch verheiratete und bis 1870 dort lebte. Danach mußte er seine Frau und die halbfranzösischen Kinder wieder in die erste Heimat verpflanzen. Und nun schildert die Verfasserin ihre ersten Jugendjahre und Schulerlebnisse in der damals nach dem Sieg über Frankreich stolz aufblühenden Stadt

Leipzig. Die Erinnerungen sind alle auf den Ton leiser Wehmut gestimmt. Nie kommt ein humorvolles Wort vor. Die geistige Entwicklung eines durchschnittlichen Menschen von dem bürgerlichen Milieu dieser Zeit wird sehr deutlich. Besonders das Streben nach gelehrter und künstlerischer Bildung, der hohe Wert, den man der klassischen Dichtkunst beimaß, die Schwärmerei und Inbrunst, mit der man damals Bücher las, all das wird lebendig durch die feinsinnig empfundenen und heute doch etwas banal klingenden Worte der Verfasserin.

Das Buch wird seine besonderen Freunde finden unter den Generationsgenossen der Verfasserin, die sich hier wirklich in ihre Kinderjahre zurückträumen können.

Klatt

Aus Gesprächen mit Martina. Aufbewahrt von Anna Schieber. Kassel 1926, Bärenreiter-Verlag. 120 Seiten. Preis kart. 3.— M.

Das Buch trifft gefühlsmäßig ungefähr in die Kerbe der heute erregenden religiösen Ideen. An welchen Stellen man auch drin liest, überall klingt es „modern". Aber die geistige Ordnung fehlt. In diesen Gesprächen ist zu viel Gerede. Martina gesteht es einmal selbst als ihren eigentlichen Fehler ein, daß sie „immer wieder zu rasch mit der Sprache herauskommt".

Gerade die aphoristische Form, die für diese Art Gespräche und Tagebuchaufzeichnungen ja nicht zu umgehen ist, darf nicht ohne geistige Zucht sein. In diesem Buch ist die aphoristische Form lediglich die Folge einer zu raschen Formulierung, nicht aber das Ergebnis einer überquellenden geistigen Fülle, wie etwa bei dem größten aphoristischen Gestalter Nietzsche.

Es ist besonders wichtig, zu einem Buch wie diesem Stellung zu nehmen, weil alles darin Gesagte aus dem Schatz der gerade für heutige Menschen erregenden Wahrheit entnommen ist. Im einzelnen ist alles hier Gesagte beinahe ganz richtig, ist auch oft aus einem so tiefen Gefühl ausgesprochen, daß alles in Ordnung zu sein scheint. Wenn man das Buch aber mit Aufmerksamkeit, Seite um Seite zu Ende liest, merkt man, daß hier viel zu viel Weisheit und Abgeklärtheit auf einem Haufen aufgespeichert ist. So viel kann man nicht vertragen. Die Aufzeichnungen in ihrer etwas zu betonten und sorgfältig stilisierten Schlichtheit können nicht ganz überzeugen. Eine kleine Geschichte, die erzählt wird, ist dafür besonders symptomatisch. Eine Geschichte, die schildern soll, wie im kleinen Kind plötzlich und als schreckliches Erlebnis die Entdeckung des „Ich" vor sich geht. „In diesem Augenblick war es, daß die Kleine aus der Schlafkammer nach Martina rief. Sie ging zu ihr hinein, und ich hörte, wie das Kind etwas sagte, und wie Martina ihm antwortete. ‚Warum schläfst du nicht?' fragte Martina, ‚tut dir etwas weh?' ‚Nein, es tut mir nichts weh', sagte die Kleine, ‚ich liege nur immer da und weiß, daß es mich — gibt.' ‚Hast du denn das vorher nicht gewußt?' hörte ich Martina fragen. — Pause. — Dann kam es aus dem Bettchen: ‚Ich weiß nicht. Es ist mir so eingefallen; immer, wenn ich einschlafen will, dann gibt es mich doch noch.' Martina hatte sich über das Kind gebeugt, darum hörte ich nur Bruchstücke von dem, was sie zu ihm sagte. ‚Ist dir recht, daß es dich gibt? Ist das etwas Schönes?' Wieder: ‚Ich weiß nicht. Vielleicht.'" So bewußt „schlicht" spricht ein Kind gewiß nicht. Die geistige Tatsache dahinter ist durchaus richtig und wird auch von Kindern in diesem Alter schmerzhaft erkannt, aber nicht mit solchen altklugen Worten. Fast möchte man denken, das Gespräch mit dem Kind ist konstruiert, um die nun folgenden, wohl „abgewogenen" Bemerkungen anbringen zu können. „Martina sah sehr nachdenklich aus. ‚Das Kind ist aufgewacht', sagte sie nach einer kleinen Weile und sah mich Bestätigung suchend an. ‚Das ist so', sagte ich. Wir brauchten nicht viele verständigende Worte zwischen uns. Aber später redeten wir doch noch vom Erwachen. ‚Die Kleine hat eigentlich alles in ein paar Worten gesagt.' Martina hatte den Ausdruck, den sie immer hatte, wenn sie nach dem richtigen Wort für eine Sache suchte. ‚Sie hat ihr Ich entdeckt und ist irgendwie davon erschrocken . . . .'" Besonders charakteristisch ist die Art, wie hier die Geistigkeit Martinas geschildert wird. Man erfährt nicht etwa, welchen Ausdruck Martina nun eigentlich hatte, sondern eben nur, daß sie immer einen hatte. Durch einen solchen viel hermachenden Satz wird man darüber getäuscht, daß in einem solchen Satz eigentlich gar nichts gesagt ist. Aus den Gesprächen mit

Martina erwächst das Bild einer Frau, die in ihrem Leben unerfüllt geblieben ist und die nun durch ihre Erfahrung abgeklärt und weise geworden ist. Aber eben etwas zu schnell und zu sehr mit der Absicht, diese Abgeklärtheit wirksam an den Mann zu bringen. Solche Frauen gibt es innerhalb der heutigen bürgerlichen Mittelschicht sehr viele, und für diese nicht tätigen, sondern etwas zu viel nachdenkenden Frauen ist ein solches Buch gewiß äußerst spannend zu lesen. Sie werden es geradezu verschlingen, weil sie sich damit selbst bestätigt und sozusagen gerechtfertigt finden. Abgelehnt werden muß ein solches Buch von Frauen, die im Arbeitsleben drinstehen. Sie werden die ganze Ausdrucksweise anmaßend und geziert finden. Sie werden sagen, so kann man nur sprechen, wenn man eben lebenslänglich nichts zu tun hat. So wird das Buch unter den erwachsenen Frauen zum Teil eine sehr anerkennende, zum Teil eine sehr ablehnende Leserschaft finden. Gefährlich kann ein solches Buch aber werden, wenn es jungen Mädchen in die Hände kommt. Weil dann auch zu befürchten ist, daß viele auf den, wie wir zu zeigen versuchten, nicht ganz echten Ton „weiblicher Weisheit" und „mütterlicher Abgeklärtheit" hereinfallen und möglicherweise die mütterlich führende Stimme, die sie ja oft so sehnlich suchen, hier vorzeitig gefunden zu haben glauben.

Auch auf eine bestimmte Art von jungen Männern in der Zeit ihres Suchens und Schweifens — ich denke besonders an Kreise der Jugendbewegung — kann dies Buch durchaus schädlich wirken. Auch sie würden die Stimme der mütterlichen Frau, die sie suchen, hier doch wohl nur irrigerweise gefunden zu haben glauben.

Wenn man die Unterschiede zwischen dem echten und dem nicht echten Tonfall der mütterlich weisen Frau sich deutlich machen will, so muß man unmittelbar nach der Lektüre dieser Gespräche mit Martina etwa in Goethes Wanderjahren die Worte, die Makarie dort zu ihrem Kreis spricht, nachlesen. Die Bemerkungen der Makarie sind ja zweifellos auch für die Verfasserin dieser Gespräche vorbildlich gewesen. Nur hat diese Martina weder die Fülle weiblichen Wissens, noch viel weniger aber — und das ist besonders wichtig — die herbe und weise Wortkargheit jener Goetheschen Frauengestalt.

Klatt

Helene Christaller, Das Tagebuch der Annette. Ein Stück aus dem verborgenen Leben der Annette von Droste-Hülshoff. Zwölfte Auflage. Basel, Berlin 1927, Friedrich Reinhardt. 296 Seiten. Preis 4.80 M.

Wie die Gespräche mit Martina ist dieses Tagebuch der Annette von einer Frau und für Frauen. Es ist auch genau wie das vorher besprochene ein Buch, das deutlich seinen Leserkreis in der Hauptsache in der bürgerlichen Mittelschicht finden wird.

Aber dies Buch ist echt und glaubwürdig, während die Gespräche mit Martina als nicht ganz echt wirken. Aus diesem Grunde wird das Tagebuch der Annette ganz besonders auch zu der weiblichen Jugend sprechen. Junge Mädchen und Frauen können hier sehen und als Vorbild auf sich wirken lassen, wie eine Frau, die ganz echt weiblich ist, beim Altwerden in der Liebe immer mehr wächst und größer wird.

Mit großer sprachlicher Kunst wird dieses eine Thema geschildert. Helene Christaller hat nicht etwa vorhandene Tagebücher der Annette von Droste-Hülshoff herausgegeben. Sie hat zwar ganz tief sich eingefühlt in das Leben der Dichterin, hat alles Material, das vorliegt, durchgearbeitet. Sie hat es aber so neu gestaltet, daß eine völlig einheitliche und spannende Erzählung daraus geworden ist. Die Erzählung der Periode des Lebens der Annette, in der sie „am reichsten gelebt und geblüht" hat. Weil sie in dieser Periode am tiefsten geliebt hat.

Erzählt wird, wie Annette kurz vor ihrem Tode als alternde Frau die Liebe zu dem jungen Levin Schücking gestaltet. Als mütterliche Freundin, zugleich aber als Schwester und Geliebte, erweckt sie den noch ganz ungeformten und unerzogenen Jüngling durch ihre umfassende Liebe zu Leben und Tun. All die selbstsüchtigen Unachtsamkeiten des jungen Mannes, der ja ihre große Liebe in

ihrem ganzen Umfang gar nicht sehen oder erwidern kann, sondern eben nur hinnehmen kann, erträgt sie, obgleich sie daran oft nahezu zerbricht. Aber die jugendliche Herrlichkeit seines Lebens, die er ihr ebenfalls oft ganz achtlos, aber in überreichem Maße schenkte, nimmt sie frauenhaft demütig an. Und aus diesem Geschenk erwächst ihr die Kraft zur Gestaltung ihrer Werke, die in dem Jahre dieser Liebe wie reife Früchte von ihr abfallen.

In der heutigen Zeit, wo Liebe unter der Diktatur der — an sich durchaus richtigen — psychoanalytischen Sexualtheorie viel zu eng und einseitig sexuell gesehen wird, ist es besonders wichtig für die Frauenwelt, daß ihr einmal die hundert Möglichkeiten zartester und edelster geistiger Liebesformen, wie sie unter Menschen möglich sind, durch ein solches Buch auf eine leichte und fast altmodische Art nahegebracht werden. Hier wird auf nahezu 300 Seiten von Liebe gesprochen, wie sie eine edle und erfahrene Frau zu empfinden und zu gewähren weiß. Was alles möglich ist unter wahrhaft liebenden Menschen, wird beglückend klar. Auch was für Mühe und Leiden eine solche wirklich bis zu Ende gestaltete Liebe macht, wird klar. Und schließlich wird klar — und das ist wohl das Wichtigste —, wie solche Liebe alles andere Erleben, auch das religiöse, auch das Arbeitsleben, mit umfaßt. So mag dies Buch auch für Männer, besonders für junge Männer wichtig werden, weil sie dadurch möglicherweise klarer sehen lernen, was die Frau als Mensch ist und für den Mann sein kann.

Klatt

Hermann Stehr, Wanderer zur Höhe. Erzählungen. Mit einem Nachwort von Ministerialdirektor Kaestner. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag. 175 Seiten. Preis 2.70 M. (Deutsche Hausbücherei.)

Hermann Stehr, Der Geigenmacher. Eine Geschichte. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 165 Seiten. Preis 3.— M.

Hermann Stehr läßt einmal jemanden sagen: „Ich bin sicher, daß mein Begreifen nicht vom Wissen kommt und das Glück eines Menschen nichts mit Wohlergehen und Erfolg zu tun hat, sondern nur im Einswerden mit jener unnennbaren Macht besteht, die das Tiefste unseres Wesens bildet und vor der zugleich Zeit und Raum, mein Ich und alle anderen nichts sind als Kreislein auf einem Teich". In diese gläubige Mystik hat Stehr selbst sein Leben geführt, aus ihr heraus seine Dichtungen geschaffen. Wer darum den Grund, aus dem beide gespeist sind, nicht begreift, wird auch das Werk nie völlig verstehen. Erklärlich also, daß es eine Stehr-Gemeinde gibt, gewissermaßen Eingeweihte, und erklärlich auch, daß vielen die Welt Stehrs überhaupt verschlossen bleibt.

Nehmen wir die drei unter dem Titel „Wanderer zur Höhe" zusammengefaßten Erzählungen. Die erste — „Gudnatz" — ist noch am leichtesten zugänglich. Dieser kleine krummgeschossene Lebensmittelschieber, der nach dem Kriege von seinem Geschäftchen zu „gewiesten" Unternehmungen übergegangen und zu Geld gekommen ist, besitzt entschiedene Substanz. Stehr sieht sehr scharf und zeichnet genau. Gudnatz also hat plötzlich Unglück und merkwürdige Anwandlungen, und wie ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wird, beschließt er, sich und sein Geld nach Böhmen zu retten. Nun kann man zwar vor der Polizei, aber nicht vor sich selbst fliehen. Eine geheime Hand leitet Gudnatz bei der Fahrt durch das Glatzer Land, reibt ihn und macht ihn sehend an allerlei Menschen und Geschehnissen. Er sieht, daß er die Ärmsten bestohlen hat, und die Schlauheit und Selbstsucht, womit er seinen Besitz zusammengeschoben, kann vor dem erwachten Gewissen nicht mehr bestehen. Das bessere Ich durchbricht die Dämme. Erst wie er sein unrecht Gut (als Spende zur Bekleidung und Speisung armer Kinder) wieder losgeworden, die Gemeinschaftsgesinnung gegen die Volksgenossen wiedergefunden, fühlt er sich befreit und taucht zurück unter die Namenlosen, die, indem sie mit ehrlichen Händen arbeiten, Deutschland nicht verlorengehen lassen.

Von der Wandlung des Schiebers sich zu überzeugen, kostet allerdings — trotz aller Psychologie — einige Mühe. Denn, sagt man sich, wie konnte eine

so sonderliche, in sich versponnene Natur zum gerissenen Schieber werden oder ein Schieber in solche innere Gespinste sich verfangen? Aber Stehr sucht wohl das Unwahrscheinliche, Wunderbare mit Absicht auf. Man soll gerade an das Mysterium glauben. Darum spielt auch das Übersinnliche in die Geschichte hinein, darum warnt und mahnt den Gudnatz die Erscheinung seines verstorbenen Vaters, darum wird sein Gewissen zum erstenmal durch jenes unbekannte Traumkind aufgestört, das ihm am Schlusse, als Beweis einer höheren Einwirkung, wirklich begegnet.

In der zweiten Geschichte („Wendelin Heinelt") durchsetzt das Märchenhafte schon unverhüllt die realen Begebenheiten. Der junge Arbeiter hat, als er einmal seiner häuslichen Not ein paar Stunden aus dem Weg, nämlich auf die Höhen geht, im Inneren des Berges eine wundersame Begegnung mit einem zauberhaften Manne. Danach eines Nachts im Birkenwäldchen stößt er mit den Wurzelmännchen zusammen, die ihm, da er das Glück, sein Glück sucht, das Glücksauge schenken, welches ihm dazu verhelfen soll. In einer dritten Verzauberung, als ihm das Glück schon bevorsteht, achtet er's doch für nichts, weil es in diesem Augenblicke gilt, dem ärmeren Menschenbruder zu helfen. Die Verzauberung schwindet. Aus dem goldenen Stein ist ein Brot geworden. Nächstenliebe ist mehr als Glück, Brot mehr als Gold, meint Stehr durch die Allegorie hindurch, und wenn wir alle Heineltkinder werden, dann ist der Himmel schon auf Erden.

In der letzten Geschichte erscheint das Seelische fast völlig entkörpert. Nur einige erschütternde Bilder des Schneiders Garbe sind irdisch, alles andere ist Seelenspiel zwischen einem gestorbenen Kinde, das bestimmt ist, als Todesengel seinen Bruder aus der Wiege zu holen, und seinem verklärten Himmelsgenossen und der Mutter, deren Geist um die Pforte Gottes irrt, weil sie all ihre Kinder ins Jenseits geboren hat, und dem Vater Garbe, der die Schauer der anderen Welt unklar verspürt. Da verfällt der schattenschwere Engel seiner Mutterliebe, er schließt auch ihr Auge. Zu dritt brechen sie auf nach dem Tor des Todes, indes Garbes Geist irr auf Erden zurückbleibt. Eine fast unerträgliche Wehmut liegt in dieser Dichtung, Wissen um das schicksalgeschlagene Herz, mystische Abkehr von der Welt und Überwindung des Leiblichen.

Die Pflege einer so völligen Abkehr in der Kunst ist bedenklich. Das wurde auch Stehr inne, und in seiner neuesten Erzählung „Der Geigenmacher" gibt er sich auf seine allegorische Weise Rechenschaft. Der Geigenbauer (Dichter), der in rastlosem Ringen alles, was in seinem Herzen war, in seine Geigen (Dichtungen) gebaut und alle wieder zerschlagen hat, der endlich, nachdem er alles Wissen, alle Weisheit, Raum und Zeit hinter sich gelassen, ja das Bewußtsein seiner selbst verloren, diese Wesenlosigkeit der Welt und seiner selbst in eine Geige bannt, schafft noch immer nicht die rechte Kunst. Denn da er die Klammern des Lebens löst, den Menschen jenseits alles Leidens entrückt, wird diesem genommen, was er naiv sein nennt, und sein Erwachen in der wirklichen Welt muß peinvoll sein. Eine Musik, die Welt, Erde, Menschen auflöst, darf eigentlich nur Gott spielen; die der Mensch braucht, muß rein erheben, ohne zu zerstören. Jetzt beginnt die Erzählung des Erlebnisses, das dem Geigenmacher die Erfüllung dieses letzten, höchsten Künstlerwillens bringt. Das „Schönlein", ein junges, zartes und doch herzhaftes Naturkind, wie es je unsere Romantiker gezeichnet haben, sucht Schutz in der einsamen Waldhütte, in die sich der Geigenbauer zur Arbeit verkrochen hat, und lebt wie ein guter Geist eine Weile bei ihm. Erwachen einer zarten Liebe, wundersames Gegen- und Ineinanderspiel der Herzen, Entzückungen und Verwirrungen, der geheimnisreiche, beseelte Wald: wir lesen ein märchenhaft-wirkliches Idyll von höchsten poetischen Reizen. Aber erst der Verlust des Schönlein (eigentlich nur einer lächerlichen Übertretung eines gegebenen Versprechens wegen, er überrascht sie badend im Teich) gibt dem Geigenmacher die nötige schmerzliche Kraft zu seinem großen Werk. Nunmehr schneidet er die Geige nicht mehr aus dem Holz, sondern aus dem Herzen heraus. Sie wird ein Abbild vom Leibe des Schönlein und hat ihre Stimme und die Stimme unserer himmelhohen und erdentiefen Liebe, sie tönt die seligen Schauer dieser Trinität: das Feuer, die Inbrunst der Erde und den Gesang der Natur und die Gewalt und Süße des Menschen. Und nun, da das Kunstwerk dergestalt die Menschen beseligt, darf auch der Geigenmacher

verschwinden, das verlorene Schönlein zu suchen, d. h. fliehen in die Anonymität. Man versteht, was gemeint ist: Stehr unternimmt mit dem „Geigenmacher" in poetischer Einkleidung die Sinngebung seiner Kunst, seiner dichterischen Berufung.

Einwände gegen Stehrs Gestaltungsart sind immer laut geworden. Die einen stoßen sich an der mystischen Spekulation, an seinem Spintisieren, das von den harten praktischen Aufgaben der Zeit mehr als billig ablenkt. Aber darüber ist schwer zu rechten. Die anderen werfen ihm Sentimentalität vor. Nicht ganz ohne Grund, denn Stehr überspannt oftmals das Gefühl und die Stimmung. Aber bei ihm ist es Übermaß, was bei anderen Mangel ist. Darum bleibt er auch echt. Die poetische Kraft, mit der er Mensch und Natur gestaltet, ist heute durchaus ungewöhnlich, und vor allem hat Stehr eine reiche und vollkommene, in ihren besten Stücken den großen Volksdichtern der Vergangenheit ebenbürtige Sprache. Es wäre nicht zu rechtfertigen, wollte man einen so ernsthaften, zu keinerlei erfolgsuchenden Zugeständnissen bereiten Autor in der volkstümlichen Bücherei zurücksetzen, zumal wir ohnehin an solchen Dichtern keinen Überfluß haben.

Hoyer

Hermann Stehr. Die Geschichte seines Lebens und seines Werkes in 5 Kapiteln. Herausgegeben von Willibald Köhler. Schweidnitz 1927, Verlag L. Heege. 152 Seiten. Preis 2.— M. (Die schlesischen Bücher, Bd. 8.)

Keine Biographie im gewohnten Sinne. Ein unbedingter Verehrer Stehrs, ein von ihm sympathisch Hingerissener schreibt mit einem kurzen Lebensabriß eine begeisterte Auslegung von des Dichters Wesen und Werk. Das Drum und Dran, das die Biographien so gern anfüllt, fällt ganz weg. Köhler bleibt bei der Person. Schließlich ist auch Stehrs äußerer Werdegang einfach genug: Kind und Seminarist in Habelschwerdt, Lehrer in dem Gebirgsdorf Pohldorf und dem Industrieflecken Dittersbach, frei Schaffender in Warmbrunn; aus Schlesien kam er spät und selten heraus. Alle wichtigen Ereignisse spielen sich innerhalb Familie und Beruf ab. Die eigentliche Entwicklung geschah aber im Innern und schlug sich in den Dichtungen nieder. Ausgewählte Kapitel aus dem autobiographischen Roman „Drei Nächte", in die Darstellung eingeschoben, illustrieren die ersten Epochen Stehrs. — Erschöpfende Analysen der Werke darf man in dem Heftchen ebensowenig suchen. Sie werden frei ausgelegt. Auf die Kernweisheiten, auf die Wesensrichtung dieses Dichters, der „mit der Seele denkt", kommt es an. Sie zu verdeutlichen sind wiederum aus den verschiedenen Epochen passende Proben eingefügt, Prosastücke aus den Romanen und Erzählungen, Gedichte, Aufsätze, Reden, Aphorismen.

Von einer objektiven Würdigung Stehrs kann also in diesem überschwenglichen Büchlein keine Rede sein. Dafür bringt es fertig, was manchmal mehr wert ist: anzufeuern, in den Dichter einzutauchen. Als Einführung zu Stehr ist es also an seinem Platz.

Hoyer

Hermann Hesse, Der Steppenwolf. Dreißigste Auflage. Berlin 1927, S. Fischer. 289 Seiten. Preis 5.— M.

Es ist wahr. Dieser Mensch mit den enttäuschten Augen begegnet uns öfter: der Mensch, der die oberflächliche Betriebsamkeit unserer Tage, die lügenhafte Geistigkeit, den Schwindel einer Scheinkultur durchschaut hat; der Mensch, der sich in einer hassenswerten Welt der seichten Zufriedenheit, Mittelmäßigkeit, des platten Optimismus wie ein verirrtes Tier vorkommt, das vergeblich Heimat, Nahrung, Luft sucht; der Mensch, der durch sein Wissen um die Dinge den scheinbar so sicheren Boden verloren hat und hinab in Zweifel, Selbsthaß, Einsamkeit gestürzt ist. Ein solcher Fremdling im Alltag ist Harry Haller. Das gemeine Leben kann ihn nicht befriedigen. Er ahnt, daß er irgendeiner göttlichen Spur zu folgen hat, und über den Trümmern seines Lebens sucht er, der wie ein Verruchter lebt und leidet, den geheimen Sinn und hofft im Innersten auf Erlösung.

Das ist die Problematik des außergewöhnlichen, geistig höher entwickelten Menschen. In dem „Traktat vom Steppenwolf", einem Heftchen, das ihm auf märchenhafte Weise in die Hände fällt, erfährt Harry und erfahren wir, was es mit diesem Menschen eigentlich für eine Bewandtnis hat. Er liest da seine innere Biographie, die philosophische Auslegung seiner eigenen Erscheinung. Also: zwei Naturen, die menschliche und die tierische (wölfische) — beide in prachtvoller Ausbildung —, oder Idee und Natur oder das Göttliche und das Dämonische stehen in ihm voll Todfeindschaft gegeneinander. Das sei seine Schicksalslast, und sie wäre vielleicht untragbar, wenn die schmerzliche Zerrissenheit seines Wesens aus den seltenen glückhaften Augenblicken höheren Erlebens, Denkens und Tuns nicht Sinn und Bedeutung erhielte. Folge er aber konsequent seiner ideellen Geistigkeit, treibe er die Entfremdung von der Welt, seine „Freiheit", noch weiter, dann solle er auch sein Ziel klar begreifen: den Tod als Erlösung, aber nicht das Leben. Mit anderen Worten, wer gar nicht Vollendung und Ausgestaltung seiner Persönlichkeit anstrebt, wer weder Familienleben noch sozialen Ehrgeiz hat, ist ein lebender Selbstmörder, ganz gleich, ob er sich tötet oder nicht. Er untergräbt ja doch seine vitale Existenz. Und am katastrophalen Durchbruch, an der genialen Rückkehr ins All hindere auch Harry eigentlich nur seine Halbheit, Feigheit, die nicht völlig gelöste Bindung an die bürgerliche Welt. So sagt der Traktat.

Man merkt, wieviel romantische Elemente hier versteckt sind; bei der Lektüre entdeckt man noch mehr. Dieser Steppenwolf Harry stellt sich als ein durchaus romantischer Typ dar, wobei der Begriff romantisch nicht als Schimpfwort gemeint ist, wie eine neuere Unsitte will, sondern als einfache Tatsachenfeststellung, daß Harry — wie Hesse selbst — eine ungemeine Verwandtschaft mit den historischen Romantikern verbindet. Und dieser Typ ist also nicht ausgestorben, er ist noch lebendig, wie uns Beobachtung lehrt. Daß er allerdings (wie z. B. Ball sagt) heute lebendiger sei als je, ist wohl zuviel behauptet; aber offenkundig wirkt er in der lebenden Generation noch an vielen Stellen.

Hesse hat seine eigene Problematik wohl erkannt. Seit dem „Demian" versucht er immer wieder sein eigenes Leben zu deuten. Der „Steppenwolf" schließt sich, so ganz folgerichtig, an „Klingsors letzten Sommer" und an den „Kurgast" an. Die Fragestellung ist zunächst ganz offen und ehrlich ins Persönliche gerichtet, was der Dichter auch in einigen Äußerlichkeiten (Alter usw.) zugibt. Man wird überrascht von der Klarheit, mit welcher Hesse hier sich selbst analysiert. Und man wird danach verblüfft von der Möglichkeit, durch den Typ hindurch auf die Situation der Gegenwart zu gelangen. Denn Hesse bestimmt seinen Typ zugleich als symptomatisch, als den Vertreter seiner Generation, die zwischen zwei Zeitaltern, zwei Lebensstilen zermahlen wird, so daß Überlieferung, Sitte, Unschuld in ihm zerbricht. Er spricht das auch deutlich am Ende des Vorwortes aus, das er einem jungen unbedeutenden Menschen (er ist der Neffe von Harrys Wirtin) als dem Herausgeber in den Mund legt, und ich zweifle nicht, daß da gesagt wird, wie der Autor selbst seine Dichtung verstanden wissen will:

„Was nun die Aufzeichnungen Hallers betrifft," heißt es, „diese wunderlichen, zum Teil krankhaften, zum Teil schönen nnd gedankenvollen Phantasien, so muß ich sagen, daß ich diese Blätter, wären sie mir zufällig in die Hand gefallen und ihr Urheber mir nicht bekannt gewesen, gewiß entrüstet weggeworfen hätte. Aber durch meine Bekanntschaft mit Haller ist es mir möglich geworden, sie teilweise zu verstehen, ja zu billigen. Ich würde Bedenken tragen, sie anderen mitzuteilen, wenn ich in ihnen bloß die pathologischen Phantasien eines einzelnen, eines armen Gemütskranken, sehen würde. Ich sehe in ihnen aber etwas mehr, ein Dokument der Zeit, denn Hallers Seelenkrankheit ist — das weiß ich heute — nicht die Schrulle eines einzelnen, sondern die Krankheit der Zeit selbst, die Neurose jener Generation, welcher Haller angehört und von welcher keineswegs nur die schwachen und minderwertigen Individuen befallen scheinen, sondern gerade die starken, geistigsten, begabtesten.

„Diese Aufzeichnungen — einerlei, wie viel oder wenig realen Erlebens ihnen zugrunde liegen mag — sind ein Versuch, die große Zeitkrankheit nicht durch Umgehen und Beschönigen zu überwinden, sondern durch den Versuch, die Krankheit selbst zum Gegenstand der Darstellung zu machen. Sie bedeuten, ganz wörtlich, einen Gang durch die Hölle, einen bald angstvollen, bald mutigen Gang durch das Chaos einer verfinsterten Seelenwelt, gegangen mit dem Willen, die

Hölle zu durchqueren, dem Chaos die Stirn zu bieten, das Böse bis zu Ende zu erleiden."

Man kann natürlich darüber streiten, ob die Verallgemeinerung, die Hesse anstrebt, zutrifft. Ich habe den Eindruck, als ob, was den gezeichneten dualistischen Typus angeht, Allgemein-Menschliches und Persönliches das Zeitliche weit überwiege; ich kann in Harry auch nicht den geistigen Repräsentanten jener ganzen Generation sehen; er vertritt, meine ich, höchstens einen bestimmten kleineren Teil. Und auch von der exemplarischen Zeitbedeutung des „Ganges durch die Hölle", durch das „Chaos einer verfinsterten Seelenwelt" bin ich nicht überzeugt. Der Gang ist überdies wieder von überraschend romantischer Art. Nach der Lektüre des erwähnten Traktates entschließt sich Harry zum Selbstmord. Welche Gemütsbewegungen dem Entschluß vorausgehen und folgen, sei hier nicht ausgeführt, man weiß schon, welcher Meister Hesse in der Schilderung derartiger Zustände ist. Nun: bei seinem verstörten Herumirren findet Harry in einem Tanzlokal den Menschen, der eine neue entscheidende Wendung in sein Leben bringt. Hermine, Mädchen der Liebe, ist wie er ein Kind des Teufels, leidet am gleichen Leiden und sehnt sich wie er nach dem Tod. Aber sie weiß doch viel besser Bescheid mit dem Leben, und darum ist sie die rechte Erzieherin Harrys, der er sich gehorsam unterwerfen kann und von der er sich in die Bezirke des ungeistigen Lebens einführen lassen darf, welche er bisher so heftig verachtete. Und obwohl sie begriffen hat, daß, wer „statt Gedudel Musik, statt Vergnügen Freude, statt Geld Seele, statt Betrieb echte Arbeit, statt Spielerei echte Leidenschaft verlangt", in dieser hübschen Welt keine rechte Heimat hat und ohne das Reich des Ewigen, Echten überhaupt nicht leben könne, taucht sie ihn ein in Gedudel, Vergnügen, Betrieb, Spielerei, lehrt ihn tanzen, bringt ihn auf die Dielen und zwingt ihn in den Rhythmus des Jazz und in die Arme eines schönen jungen Mädchens. Offenbar stellt sie auf diese drastische Weise das in ihm gestörte Gleichgewicht zwischen Geist und Steppenwolf wieder her, macht ihn wieder lebensfähig, ohne deshalb das letzte ersehnte Ziel (Tod und Ewigkeit) völlig aufzuheben.

Die Lösung verblüfft zunächst durch ihre Äußerlichkeit, aber es liegt ihr bei alledem doch ein tieferer Ernst und eine Wahrheit zugrunde. Hölderlin schreibt in einem Aufsatze: „Es kommt alles darauf an, daß die Vortrefflichern das Inferieure, die Schönern das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, daß sie die Distanz, die zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen und aus dieser Erkenntnis wirken und dulden. Isolieren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren, und sie gehen in ihrer Einsamkeit unter". In Hesses Formulierung: „Der geistige Mensch möge die naive Naturseite des Lebens, der Edle das unvermeidliche Gemeine nicht allzusehr fliehen, sondern ihm innerhalb schicklicher Grenzen sein Recht lassen". In der Sprache der heutigen Psychologie[1] ausgedrückt: „Es ist lebensgefährlich, sein Triebleben allzu einseitig unter die Herrschaft des triebfeindlichen Geistes zu stellen". In diesem Sinne also wird die Problematik des Steppenwolfes gelöst. Die Weisheit des Spruches überzeugt. Aber ist denn heute Gefahr, daß die Herrschaft des Geistes zu weit ginge? Nein, diese Lösung hat nur individuelle Bedeutung, was ihrer Wahrheit an sich ja nicht schadet. Die Lösung gilt nicht für jeden, sie gilt sogar nur für wenige. Das muß wohl festgestellt werden.

Übrigens löst sich die Handlung im letzten Teil des Romanes in romantische Visionen auf. Einem Maskenball voll betäubender Sinnlichkeit folgt eine Nachtsitzung Harrys mit Hermine und dem Saxophonbläser Pablo. Unversehens gehen Wirklichkeit und Traum übereinander. Ein „magisches Theater" spielt Harrys Erlebniswelt in den tollsten Allegorien wider. Gewiß hat der Dichter hier viel Sinnhaftes zum poetischen Ausdruck gebracht; aber man zögert, es aus der poetischen Bindung zu nehmen und nur gedanklich auszulegen. Eines jedoch verdient angeführt zu werden. Der visionäre Mozart sagt, indem er dem armen Harry über seinen Schmerz an der Diskrepanz Idee und Wirklichkeit hinweghelfen will: „Wenn wir keine Esel sind, lachen wir dazu. Leuten Ihrer Art steht es nicht zu, Kritik zu üben ... Sie sollen leben und sie sollen lachen lernen. Sie sollen

[1] Psychoanalyse ist gemeint. In dieser Fassung scheint mir allerdings der Hölderlinsche Gedanke zu seinen Ungunsten umgeformt.

die verfluchte Radiomusik des Lebens anhören lernen, sollen den Geist hinter ihr verehren, sollen über den Klimbim in ihr lachen lernen. Fertig; mehr wird nicht von Ihnen verlangt." Auch hierin liegt Wahrheit — allein das Lachen selbst klingt nicht recht befreiend.

Nun bin ich überzeugt, daß der größte Teil der zahlreichen Leser Hesses die Problematik des „Steppenwolfes" gar nicht voll begreifen wird, ohne deshalb an Genuß einzubüßen. Im Gegenteil, sie werden ihn rein gefühlsmäßig erleben und ohne sich Rechenschaft zu geben. Denn was sie eigentlich bei Hesse anzieht, das ist immer wieder seine elementare Erzählerkunst, der Fluß der Sprache, die sinnliche Anschaulichkeit, die geistreiche Reflexion, der Reichtum der Gefühle und Stimmungen, die Bewegung der Seele, die Schwereloskeit seiner Phantasie, die Freiheit gegenüber der Realität, ja ihre Überwindung, indem er hinaufhebt in die Regionen der Wünsche, Träume, Hoffnungen und Sehnsüchte. Hesse muß man mit dem Gefühl folgen, aber manchem droht dabei Verwirrung und Mißverständnis. Der „Steppenwolf" ist nur in großen Büchereien nötig.

Hoher

Hugo Ball, Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1927, S. Fischer Verlag. 243 Seiten. Preis 5.— M.

Gegen Biographien der noch lebenden Dichter darf man mißtrauisch sein. In den letzten Jahren erschienen einige, die mehr Klatsch, Reklame oder auch blinde Verehrung enthielten als gründliches Bemühen um Wesen und Werk eines Menschen. Balls Hessebiographie zerstreut solche Bedenken sehr bald. Ball ist kein Philolog und kein Literarhistoriker, aber auch kein schöngeistiger Schwätzer. Er besitzt eine wirkliche geistige Bildung und reiche historische und literarische Kenntnisse. Gerüstet also und zugleich unbefangen, tritt er an die Gestalt des Dichters heran, offenbar angezogen von einer inneren Verwandtschaft und getrieben von einer besonnenen Begeisterung für diesen letzten reinen Romantiker. Man hat darum Ursache, das Buch freudig zu begrüßen. Hermann Hesse ist ein vielgelesener Autor, ein Dichter von Kultur und starken Reizen, aber freilich auch eine eigenwillige, mißverständliche, problematische Erscheinung, ein rechter Außenseiter. Auch hat er heftige Wandlungen durchgemacht, die das Publikum erstaunen mußten; ein Grund mehr, die Linien seines inneren Wachstums aufzuspüren. Bei ihm ist es einmal berechtigt. Und Ball hat die Arbeit gründlich, liebevoll und geistreich ausgeführt. Mit ebensoviel Klarheit wie Einfühlung bestimmt er die geistige Existenz Hesse, sein Schicksal, sein Werk als Kunst und Teilnahme am Leben, und indem er alles in den äußeren Lebensablauf einspannt, dringt er an beliebigen Stellen mit zwanglosen Exkursen in diese und jene Sphären von Werk und Persönlichkeit ein, ohne kalte Analyse, immer den wesentlichen Zweck des Buches vor Augen. So behält man am Schlusse ein geschlossenes Bild des Dichters — und keine Formel —, weshalb man es auch nicht wiedergeben kann, ohne sehr ausführlich zu werden. Es ist gewiß von einem Freunde gemalt, aber von einem selbständigen. Die Frage nach der Objektivität erscheint mir da heute nebensächlich. Trotzdem glaube ich sogar, daß Hesse in dieser Gestalt bleiben wird.

Hoher

Neue russische Prosadichtungen

Maxim Gorki, Wanderer in den Morgen. Deutsch von Erich Boehme. Zweite Auflage. Berlin 1928, Ullstein. 376 Seiten. Preis 3.— M.

Fortsetzung der beiden älteren autobiographischen Bücher „Meine Kindheit" und „Unter fremden Menschen". — Gorki erzählt von seinen Universitäten. Das sind nicht die Bildungsanstalten und Professoren. Er erwirbt seine Kenntnisse, sein Wissen, seine tiefen Einsichten durch Erfahrungen in einem harten, wechselvollen Leben, während er Rußland durchstreift. Es lohnt sich schon, einen solchen Lebenslauf kennenzulernen. In Kasan, wo er als junger Bursche wirklich

einmal ans Studieren dachte, schlägt er sich als Gelegenheitsarbeiter und Bäcker durch, kommt in Berührung mit revolutionären Zirkeln, bricht unter körperlicher Überanstrengung und geistiger Überreizung zusammen und macht einen Selbstmordversuch. Eine Zeitlang arbeitet er in einem Wolgadorfe, dann wird er Nachtwächter bei den Eisenbahnschuppen, und auch die abgründigste Verderbtheit der Nachtasyle lernt er kennen. Ohne je irgendwo Ruhe zu finden, arbeitet er sich immer weiter durch die Wirklichkeit, Menschen und Bücher hindurch. Die Beschäftigung mit der Philosophie bringt ihn in eine zweite schwere Krise. Er findet sich auch diesmal wieder. Wir erfahren die Geschichte seiner ersten Liebe und mißglückten Ehe, Einzelheiten über seine dichterischen Anfänge unter Korolenkos Beistand, bis zum literarischen Ruhm, also bis in die Zeit vor der ersten russischen Revolution (1905).

Trotzdem ist die Geschichte von Gorkis eigenem Leben nicht einmal die Hauptsache. Er hat gar nicht die Absicht, seine Entwicklung in aller Breite zu schildern noch auch darüber zu reflektieren. Dazu fehlt ihm Eitelkeit und Selbstgefühl. Seine Augen sind auf die Kameraden seines Lebens und ihr Schicksal gerichtet. Daher all die zahllosen Erinnerungen an Menschen, die ihm begegneten: Kleinbürger, Arbeiter, Bauern, Schüler, Studenten, Intellektuelle, Tolstojaner, Diebe, Dirnen, Revolutionäre, Idealisten, Nihilisten usw. Ein reicher und bunter Vorrat an wunderbar wirklichen Gestalten, ein erschütterndes Bilderbuch russischen Volkes. Und russischer Seele, denn nicht um die äußeren Erscheinungen dreht sich's für Gorki: er sucht den Sinn im Leben dieser Menschen; darum muß er erzählen von der Not ihrer Herzen, von ihrer Philosophie, von ihrer Sehnsucht, von ihren Lastern und Leiden, von ihrer Schlechtigkeit und dem „Stumpfsinn", von der Last ihres Daseins, „von dem schmutzigen Drama des Kampfes des Tierischen im Menschen, der den Sieg des Elementaren in sich und außer sich erstrebt". Immer sucht er den Menschen im Menschen — wenn er auch selten so vortreffliche findet wie seine Freunde in jenem Wolgadorf: Isot, Migun. Oder Romas, einen ehemaligen politischen Verbannten, der ohne Geschwätz zur einfachen praktischen Tat überging und die Vernunft der Bauern zu wecken versuchte, denn er hatte in seiner großen Güte erkannt, daß ihre Bosheit, die sie auch an ihm so grausam ausließen, nur ihre Dummheit ist.

Über die Begebenheiten seines persönlichen Lebens, über die Bilder des russischen Volkes hinweg hat Gorki die Geschichte seines eigenen Suchens und Wollens geschrieben, seiner Anstrengungen, die Widersprüche des so verwirrten Lebens zu lösen. Er hat erlebt, daß, wo Schönheit, Liebe, Mitleid sein müßte, Schmutz, Grausamkeit, Feindschaft ist. Wie das Volk, dem seine ganze Liebe gehört, aus dieser Not zu erlösen sei, das bleibt in allem, auch in diesem Buche, die Frage und der Sinn von Gorkis Leben. Von seinen ersten Dichtungen hatte er erwartet, daß sie das Herz erschüttern und sofort zu einem reinen, heiteren, ehrlichen Leben zwingen würden. Das erwies sich als eine überspannte Hoffnung. In diesem reifen Buche hier steckt aber genug Wahrheit, Güte, Liebe und Sehnsucht, daß wohl etwas von jener Wirkung lebendig wird. „Wenn es in der Welt etwas wirklich Heiliges und Großes gibt, so ist das einzig und allein der stetig wachsende Mensch."

Gorki ist auch in diesen Lebenserinnerungen reiner Erzähler geblieben, stets packend, brillant in der Farbgebung, rücksichtslos ehrlich, voll tiefen menschlichen Gefühls und einer einfachen geraden Lebenseinsicht, wie sie nur seltene Menschen haben. Die erste (größere) Hälfte des Buches könnte als Dichtung gelesen werden.

Maxim Gorki, Das Werk der Artamonows. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Berlin 1927 Verlag. 420 Seiten. Preis 2.50 M.

Geschichte eines russischen Textilwerkes von seiner Gründung bis Revolution. Geschichte des Unternehmergeschlechtes durch drei Ge Geschichte russischen Lebens überhaupt in der Periode der Industrialisieru Werk, das der freigelassene Gutsverwalter Ilja Artamonow am Rande Kleinstadt gründet, wächst eigentlich weiter aus eigener Kraft, „wie der

zur letzten
nerationen.
ng. — Das
der trägen
Schimmel

im Keller". Das ist, wenn man es so nennen darf, der einzige Aufstieg. Aber von dieser ökonomischen Seite läßt Gorki nur die groben Umrisse sehen, denn wieder kommt es ihm auf die Menschen, die Seele an. Und was das betrifft, so handelt es sich in jedem Betracht um einen Abstieg. Das Werk verdirbt die Arbeiter und Bauern, Männer und Weiber und Kinder, es schwächt und entnervt sie, macht sie reizbar, frech, liederlich, unzuverlässig, elend und tierisch. Es raubt ihnen Kraft, Glauben, Liebe, Leben und baut dafür seine eigene Kirche, sein eigenes Krankenhaus und legt einen eigenen Friedhof an. Auch das erfährt man mehr gelegentlich in Episoden. Auf den Grund sieht man erst in der ausführlichen Familiengeschichte der Artamonows. Auch da ein Abstieg. Dem Erbe des alten bärenhaften Bauern sind die drei Söhne moralisch nicht gewachsen. Pjotr, der älteste, hilft sich mit dummer Schlauheit durch. Der weltmännische Alexej erkennt die Macht seines Standes und geht einem politischen, liberalen Ehrgeiz nach. Der Krüppel Nikita macht seelisch bankrott und verschwindet, nach einem Selbstmordversuch, im Kloster. Die Enkel sind schwach und feig oder betrachten Werk und und Volk mit liebloser Intelligenz. Nur einer, Pjotrs ältester Sohn Ilja, hatte erkannt, daß hier gemordet wurde und daß man mit dieser Wahrheit nicht weiterleben könne, hatte sich darum losgesagt und ist ins revolutionäre Lager gegangen. Die anderen wissen nicht, was sie verschulden. Der Krieg beschleunigt die Auflösung. Die Revolution fegt die Artamonows hinweg.

Die Revolution kommt nicht zufällig, durch Mache. Sie ist die unabwendbare, vorauszusehende Liquidation einer frivolen Epoche. Das wird offenbar an einer Nebenfigur, die man gleichwohl als bedeutendste Gestalt des Romans beachten muß, an dem Wärter und Hausknecht des Werkes, Tichon. Er ist der Bezugspunkt, in dem sich die scheinbar so zwanglos und willkürlich aneinandergereihten Begebenheiten begegnen, ordnen und dem Sinne nach erklären. Dieser „Dummkopf" mit den eigensinnigen dunklen Gedanken, der ruhig und unbeirrbar seine Arbeit tut und seine Meinung sagt, ist das allgemeine Gedächtnis und das heimliche Gewissen. Von Anfang an hatte er eine Ahnung davon, welches Spiel die Artamonows spielen, daß sie, weder Gott noch Teufel kennend, dem Betruge lebten. „Man hat gesündigt und gesündigt — die Sünden sind ohne Zahl! Ich habe immer zugeschaut und habe mich gewundert! Wann kommt das Ende? Jetzt ist euer Ende angebrochen. Nun lastet die Vergeltung schwer wie Blei auf euch." So rechnet Tichon, als ihm das Schicksal recht gegeben hat, dem alten enteigneten Pjotr vor. Aber er sagt nicht, was zu tun und zu hoffen sei, denn den Glauben haben ihm die Artamonows geraubt. Überhaupt steckt viel von Gorkis eigenem Ressentiment in diesem Menschen.

Man glaube aber, nach dem bisher notwendig über Sinn und Ordnung des Romans zu Sagenden, nicht, daß dieses irgendwie tendenziös sich vordrängte. Es ist im Gegenteil völlig unter einer ungeschminkten Realistik der Darstellung versteckt. Von der Fülle der Gestalten und epischen Begebenheiten selbst läßt sich allerdings in Kürze kaum eine schwache Vorstellung geben.

Lydia Sejfullina, Wirinea. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Maria Einstein. Berlin 1925, Malik-Verlag. 247 Seiten. Preis geb. 5.50 M.

Schicksal einer jungen russischen Bäuerin während Krieg und Revolution. — Stark und sehnig am Körper, aber krank und unruhig im Herzen, verschlossen, eigenwillig, unbekümmert und selbständig im Tun, so ist Wirinea. Zerfallen mit Gott, der sich von ihrem Vater nicht finden lassen, durch die Gebete ihrer Mutter nicht zwingen lassen und beide geschlagen hatte; darum war sie dem Oheim davongelaufen. Zerfallen mit der sozialen Ordnung, denn sie hat die Schlechtigkeit und Verlogenheit der „Herren" kennengelernt, als sie in der Stadt diente. Zerfallen auch mit der moralischen Ordnung, denn sie weiß, was ihr in der Ehe bevorstünde: der Bauer hat mehr Zärtlichkeit für Kuh und Pferd übrig als für die Frau, welche ihm nur als Gebärerin der Kinder und als Arbeitskraft gilt, die man nicht zu schonen braucht.

So finden wir Wirinea im Hause der Hebamme, mit deren Sohn sie in ungesetzlicher Ehe lebt, einem kranken Schwächling, der nicht recht leben und

sterben kann und darum nicht eingezogen wurde. Sie liebt ihn nicht, aber weil er freundlich zu ihr war und wie ein Kind an ihr hing, hatte sie schon in der Stadt zu ihm gehalten, — eine ihrer merkwürdigen, unbegreiflichen Taten. Die Schande fürchtet sie so wenig wie die Arbeit. Darum macht sie sich auch nichts daraus, als sie des Gekeifes und Gewinsels in dem Hause überdrüssig wird, es wieder zu verlassen. Ohne ihren Stolz je zu beugen, hilft sie in Bauernwirtschaften aus und nimmt Arbeit an der Bahnstrecke, die in der Gegend gelegt wird. Sie betäubt sich da in einem wilden, scheinbar ausschweifenden Leben, das man nicht versteht und wofür man sie im Dorfe verachtet. Doch in aller Tollheit verliert sie nie die Herrschaft über sich selbst. Die „Herren" hält sie sich mit Kühnheit vom Leibe, auch den Ingenieur, den sie in einer Laune erhört hatte.

In der Zeit, da der Zar gestürzt wurde, geht Wirinea, selbstherrlich wie je, in die Wirtschaft des jungen Bauers Pawel, eines kriegsbeschädigten Witwers. Der ruhige klare Mann ahnt die inneren Nöte, die hinter ihrer Tollheit stecken, und bei ihm findet sie Erfüllung ihrer verschlossenen, richtungslosen, blinden, bitteren Sehnsucht: sinnvolle Arbeit, kameradschaftliche Achtung, und durch ihn einen neuen Glauben, ein festes Ziel, das ist die soziale Revolution. Während das Dorf von weißen Truppen besetzt ist, tut sie für die Bolschewiki, auf deren Seite Pawel kämpft, heimliche Dienste. Gerade als ihr das letzte Glück, das ersehnte Kind geschenkt ist, wird sie verraten, flieht, und da sie die Liebe zu dem Kinde nächtens zurück ins Haus lockt, stellen und erwürgen sie die Kosaken.

Im ganzen keine überwältigende Erfindung, auch wenn man einige herrliche Nebenfiguren und Episoden hinzunimmt, mit denen die Handlung durchflochten ist. (Ich erwähne wenigstens den jalten Bauer Magora, der als Einsiedler in einen gewissen Ruf der Heiligkeit gelangt ist und den Krieg richtig voraussagte. Einer Erscheinung vertrauend, legt er sich zum Sterben in den Sarg, aber da der Tod sich nicht herbeibeten läßt, schlägt der fromme Mann in sein gräßliches Gegenteil um und ergibt sich völlig der Sünde. Er ist es, der dann den Ingenieur ermordet, und fällt schließlich im Kampfe auf seiten der Bolschewiki.) Das ist alles, wie gesagt, nichts Außerordentliches, aber Zeugnis einer Liebe zu den Einfältigen im Geiste, eines bescheidenen, redlichen Dienstes an den Fragen des Alltagslebens. Überdies auch gezeichnet von einem sorgfältigen, innerhalb der selbstgezogenen Grenzen guten Erzählertalent.

A. Serafimowitsch, Der eiserne Strom. Roman aus der russischen Revolution 1917. Aus dem Russischen übersetzt von Eduard Schiemann. Berlin 1925, Neuer Deutscher Verlag. 273 Seiten. Preis 2.— M.

Historische Begebenheit aus dem Bürgerkrieg. Ein revolutionärer Volksteil schlägt sich unter übermenschlichen Strapazen zur roten Armee durch. Unmittelbare Handlung einer von jeder Hilfe entblößten, nur auf die Waffen in ihrer Faust angewiesenen Masse ohne politische Führung und Aufklärung. — Es sind die „Auswärtigen", die besitzlose Volksschicht aus dem Kubangebiet, wo alles Land im Besitz der Kosaken, der „Wucherer" ist. Den eingefleischten Haß der beiden Klassen hatte der Friede nur vorübergehend verdeckt. Als die Landhungrigen den Besitz angriffen, erwachte er neu. Das „Gesindel", mit Weib, Kind, Vieh und den geringen Habseligkeiten, muß vor der Rache der Kosaken fliehen. Hinter ihnen der sichere Tod, vor ihnen als einzig mögliche Rettung ein ungeheurer Marsch über Gebirge, durch Wälder, am Meere entlang und über die endlose Steppe. Da wählen sie Koschuck, einen der ihren, zum Anführer. Seiner unerbittlichen Energie und dem geduldigen Heldentum der Menschen gelingt das Unglaubliche. Die Männer in Kampfformation vor dem Troß der Zehntausende, ein hungriges, zerfetztes, aber unerschrockenes Heer von Barfüßern, wälzt sich der eiserne Strom die Straße entlang. Die Schrapnells des deutschen Kreuzers vermögen ihn so wenig aufzuhalten wie die weißen grusinischen Truppen oder die neue Kosakenarmee, die am Ausgang des Gebirges wartet. Sie wird überrannt, und endlich erreicht man die fliehende, demoralisierte rote Hauptmacht.

Ja, man beschämt sie durch seine ungebrochene Begeisterung. Denn man weiß, wofür man all die Not ertragen hat: für die eigene Bauern-Sowjetmacht, für den Boden, das Glück, die Zukunft. Da geschieht es auch zum erstenmal, daß sich Koschucks gespannte Lider öffnen, und da sehen es alle, daß er blaue Augen hat, der Vater, der Zehntausende vom Tode rettete.

Solche Stoffe versetzen natürlich leicht in Spannung und Begeisterung, wenn sie gut erzählt sind. Daß sich die Begeisterung auf revolutionäre Ideale richtet, ist nicht zu verwundern. Doch lebt die Absicht keineswegs auf Kosten der Wahrheit. Die Metzeleien auf beiden Seiten geben sich nach der Schilderung an grausamer Barbarei nichts nach. Beachtlich ist, wie die Masse durch eine große Anzahl treffender Einzelzüge als ein lebendiges Wesen charakterisiert wird.

Alexander Newerow, Das Antlitz des Lebens. Erzählungen. Herausgegeben und übersetzt von Maria Einstein. Berlin 1925, Verlag für Literatur und Politik. 250 Seiten. Preis 1.80 M.

Kurze Skizzen aus dem Volksleben in Sowjetrußland: Szenen aus der Hungerregion. Lausbübereien einiger Jungen. Martyrium des Knaben, den die Eltern zum Lernen zwingen. Gedankengänge roter Soldaten. Wie das neue Leben ins Dorf, in die Wirtschaftsorganisation, ins Frauenleben einbricht. — Davon berichtet, in einer Reihe von Momentaufnahmen, auch die einzige längere Erzählung „Der ungeratene Andron“. Auf die einfachste, geradezu kindliche Weise führt der heimkehrende Rotarmist das neue Regime im Dorf ein. „Gott ist Volksverdummung. Proklamation ist Wahrheit. Der Mensch stammt vom Affen ab.“ Solche Weisheiten setzt er klipp und klar ab, vertreibt den Popen, befreit die Frauen von der Ehehörigkeit, arrangiert ein Theaterspiel und schreibt im übrigen im Exekutivkomitee (d. h. als Dorfschulze) Befehl auf Befehl, Dekrete, Steueranweisungen usw. Es ist beinahe komisch, wie dieser geschäftige, superkluge Plattkopf als Held vorgestellt wird, weil er die Grundsätze des Kommunismus ganz äußerlich mechanisch in Tat umzusetzen versucht. Nachdem es bei einer Enteignung zu Kampf, Totschlag und Brandstiftung gekommen war, fragt Andron: „Soll man nun Mitleid haben oder nicht?“ Aber er ist wohl, meine ich, nicht der Kerl, dem darauf geantwortet werden sollte. — Das Buch enttäuscht im Vergleich zu „Taschkent“ [1] sehr. Die Anteilnahme des Dichters an den neuen Alltagsfragen scheint nur aus Überlegung zu kommen, gleichsam aus selbsterzwungener Überzeugung, wenn sie überhaupt echt ist. Dazu wirkt die Gestaltung in allem etwas dürftig, Mensch und Leben sind grob äußerlich gesehen, und der Vortrag läuft in einer knappen, doch trockenen Manier.

Fjodor Gladkow, Zement. Roman. Aus dem Russischen übertragen von Olga Halpern. Zweite Auflage. Berlin 1927, Verlag für Literatur und Politik. 463 Seiten. Preis 5.— M.

Russischer Aufbau nach dem Bürgerkrieg. Wirtschaftliche Wiederbelebung, nachdem die erste Periode des Kampfes und der endgültigen Befestigung der Sowjetmacht vorbei. — Der Arbeiter, Rotarmist, Regimentskommissar Gljeb, der nach dreijähriger Abwesenheit in die Stadt am (Schwarzen) Meer zurückkehrt, findet seine Arbeitsheimat, ein großes Zementwerk, in traurigster Verwahrlosung und betrachtet fortan als seine Aufgabe, es wieder in Gang zu bringen. Hundert Widerstände sind zu überwinden: Die Gleichgültigkeit der Arbeiter gegen den Verfall des Werkes, ihr Zurücksinken in eine halb kleinbürgerliche, halb bäurische Lebenshaltung (Kleinviehzucht, Tauschhandel usw.), der Bürokratismus der Komitees, des Volkswirtschaftsrates und anderer langsam oder schlecht arbeitender Verwaltungsorganisationen, der Einfall gegenrevolutionärer Truppen, die Sabotage der Spezialisten und noch mehr. Gljeb hält mit unbeugsamem Willen durch, organisiert,

[1] Siehe „Hefte“ XI. Bd., 1927, S. 346.

beschafft Hilfsmittel, fanatisiert die Arbeitenden, bezwingt die Menschen, die über die nötigen technischen Fähigkeiten verfügen, wie den alten Ingenieur Kleist, den Erbauer des Werkes. Der gibt bewundernd und innerlich überwunden zu, daß der Arbeiter Gljeb Tschumalow die Kultur einer anderen Welt in sich tragen muß: „Aus dem Blute auferstanden, ist er furchtlos und unbesiegbar, und in seinen Augen sind Kraft und Schrecken." Der Bremsberg wird wiederhergestellt, die Motoren in Gang gesetzt, die Drahtseilbahn für Holztransporte in Betrieb genommen, elektrisches Licht geliefert, die Werkgebäude und Maschinen ausgebessert, bis endlich, im letzten Kapitel, der ganze Betrieb bei einer begeisterten Feier in Gang kommt. „Wir bauen am Sozialismus, Genossen", ruft Gljeb, „und an unserer proletarischen Kultur . . . Auf zum Sieg, Genossen!" — Man kommt von allein dazu, „Zement" mit dem „Werk der Artamonows" zu vergleichen. Wie dort, wenngleich vom Produktionsapparat viel weniger gehandelt wird, die Demoralisation und Verelendung unter einem privaten, selbstsüchtigen, unverantwortlichen, gemeinschaftsfremden Geiste gezeigt ist bis zum Zusammenbruch, so hier aus dem Zusammenbruch heraus die Konstitution einer neu erwachenden, allgemeinen, verantwortlichen, opferwilligen, zukunftsgläubigen Werkgesinnung. Dabei keine blinde Verherrlichung, sondern auch ganz offene Eingeständnisse über Fehler und Ungenügsamkeiten.

Gorki zeichnet ein sterbendes Leben, Gladkow ein neu werdendes, und in dem Einblick, den er gibt, liegt für uns der Wert des Buches. Allerdings stellt er fast ausschließlich kommunistische Parteimitglieder vor, aber bei diesen liegt ja die Wendung der russischen Dinge. Sind das wirklich „neue" Menschen? Da sehen wir zum Beispiel Dascha, vor drei Jahren noch das zärtlich untertänige Weib Gljebs. In der Zwischenzeit ist sie eine andere geworden; durch Gefangenschaft, unmenschliche Leiden, gefährliche, aufopfernde Parteiarbeit und hundert schmerzliche Erfahrungen eisern gehärtet, erkennt sie nun keine Rechte des Mannes über sie an. Gljeb muß lernen, daß Eifersucht nur das Zeichen einer schlimmeren Ausbeutung ist. Er muß auch ertragen, daß ihr gemeinsames Kind in einem Kinderheim langsam hinwelkt, weil ihm bei aller Liebe doch das volle Herz der Mutter mangelt. Eine Schuld, die Dascha nie überwinden kann, obgleich sie nicht in ihrem Willen lag, sondern von außen, vom Leben, von jener Kraft kam, in deren Macht sie sich selber befand, und deren unermeßlichen und unabwendbaren Inhalt die Worte Revolution, Kampf, Arbeit, Partei nicht mitzuteilen vermögen. Solche persönliche, menschliche Opfer bringen eigentlich alle diese Menschen auf ihre Art, die lockige Polja, Leiterin der Frauengruppe, Tschibis, Vorsitzender der Tscheka, am augenfälligsten der Intellektuelle Sergeij. Er, der Vater, Mutter und Brüder der Partei opfert und später dennoch ausgeschlossen wird, faßt einmal in Worte, was den anderen wahrscheinlich gar nicht voll bewußt wird: „Nur eins ist notwendig: die Partei und die Arbeit für die Partei. Persönliches — gibt es nicht." Liebe, Fragen, Gedanken seien nur das Aufstoßen einer verfluchten Vergangenheit. „Wir sind Menschen der erbarmungslosen Tat und unsere Gedanken und Gefühle — sind eben das, was man Notwendigkeit nennt und unwiderlegbare Wahrheit der Geschichte." „Wir werden die Jahrhunderte überdauern. Unsere Grausamkeit wird man vergessen und sich unser nur als Schöpfer und Helden erinnern. Unsterblichkeit ist Qual und Blut." So ist der Zement beschaffen, aus dem Sowjetrußland gebaut wird. Ich glaube wenigstens, daß die Äußerungen Sergeijs vom Dichter nicht als subjektive Reflexionen eines Verstandesmenschen, sondern als wirkliche Tatsachenfeststellung gemeint sind. Da treffen wir sogar Gestalten, die wirklich über die Alltagsmoral hinausleben, wie Badjin, der eherne, undurchsichtige Vorsitzende des Exekutivkomitees. Allerdings stellt er den Typ des politischen Funktionärs vor und nicht, wie eben Gljeb, den Typ des neuen Arbeiters an sich.

Eine Einschränkung ist jedoch bei der Beurteilung dieser Menschen zu machen. Sie sind, wie man auch zu ihnen stehen mag, historisch zu begreifen, das heißt nicht als Fertige, sondern als Werdende, Ringende und auch Irrende. Gladkow kann so wenig wie ein anderer die endgültige, beruhigte Gestalt der entstehenden Lebensform vorauszeichnen. Er zeichnet die vorhandene, gärende, freilich orientiert nach dem ausgesprochenen kommunistischen, also in erster Linie ökonomischen Ziele. Der Roman ist darum so angelegt, daß die menschlichen Bewegungen sich eng an die geschichtliche Folge der wirtschaftlichen und politischen Vorgänge anschließen.

Darum kommt auch der Schluß fast unvermittelt und läßt alles offen: die Geschichte geht ja weiter. Daß man durch den Roman eine gute (nicht schöngefärbte) Vorstellung von den russischen Zuständen und Vorgängen, bis in Einzelheiten hinein, bekommt, versteht sich danach von selbst.

Zur poetischen Gestaltung wenigstens noch einige Worte. Sie ist der getreue Ausdruck der erwähnten Vitalität. Sie steht durchaus im Dienste der größeren Sache, der kommunistischen Lebensgestaltung (weshalb Gladkow auch soviel Beifall in Sowjetrußland gefunden hat), und zwar so, daß sie nicht Propaganda machen will, sondern denen, die darin stehen, Wahrheit zeigen, zu Klarheit und Besinnung verhelfen will. Für gefühlvolle Handlungen ist kein Platz. Ein ausgeglichener, kunstvoller Bau ist unnötig. Mitgefühl mit den persönlichen Leiden und Freuden der Figuren, Spannung, Stimmung, alles das ist nicht beabsichtigt. Dagegen ist das Ganze besessen von einem unerhörten Glauben und Willen. Man schaut den Menschen, deren Herzen man nicht kennt, immer in die unheimlichen Augen und man glaubt den Dichter immer wieder schreien zu hören: Seht, es wird! Er schreit in einer wilden Sprache, er malt mit den ungeheuerlichsten Bildern (oft unmögliche Entgleisungen, wenn man der Übersetzung trauen darf!), kurz, ich weiß nicht anders zu sagen, als daß wir hier die Kunstprobe einer barbarischen Kraft vor uns haben.

*

Wer neuere russische Erzählungen liest, hat ein berechtigtes Interesse an den stofflichen Dingen, will durch Anschauung lebendige russische Wirklichkeit kennen lernen. Aus dem Grunde darf man zurzeit auch einmal Bücher anschaffen wie den „Eisernen Strom" oder „Wirinea", die man unter anderen Umständen nicht einstellte. Notwendig erscheinen uns unter dem genannten Gesichtspunkte dagegen die Bücher Gorkis (mindestens „Wanderer in den Morgen") und Gladkows. Bei Gorki lernen wir die Grundlagen und das Material kennen, aus dem Rußland gebaut ist, bei Gladkow eine kompakte geschichtliche Episode aus dem ungeheuerlichen Versuch der revolutionären Umgestaltung.

Gemeinsam ist allen angeführten Büchern ein kräftiger Realismus und das Streben nach ungeschminkter Wahrheit, und zwar nicht allein, was die äußeren Erscheinungen anbelangt, sondern auch ihre öffentliche, politische, ökonomische, moralische Bedeutsamkeit. So erfahren wir zum Beispiel gerade bei dem einzigen waschechten Kommunisten unter den erwähnten Autoren, bei Gladkow, nicht gerade schmeichelhafte Begriffe von inneren Parteivorgängen (Parteireinigung, Lebensführung mancher Kommissare), von der Nep (neuen ökonomischen Politik) u. a., ja wir hören durch den Mund erprobter Parteimitglieder sogar sehr scharfe Urteile. Man wundert sich, daß die sonst so strenge Sowjetzensur derartiges zuläßt. Anscheinend hat sie aber gegen die Diskussion der Mängel nichts einzuwenden, solange nicht der kommunistische Geist überhaupt angerührt wird.

Gemeinsam ist diesen Dichtungen ferner, daß sie samt und sonders im breiten Volke sich abspielen, von Menschen und Angelegenheiten reden, die allen bekannt, vertraut, verständlich sind, öffentliches Interesse und allgemeine Bedeutung haben. Mit welchem Ernst und mit welcher Ehrlichkeit bemüht man sich etwa um das Schicksal der Frau, um die Frage der Ehe. Wie man auch das neue Rußland politisch ansehen mag, bewundernswert ist an seiner Literatur eben dies, daß sie der Wirklichkeit nicht feig aus dem Wege geht, daß sie nicht für den ästhetischen Genießer, aber auch nicht zum gedankenlosen Zeitvertreib geschaffen ist, wohl aber für ihr Teil sich tätig verpflichtet fühlt, an der praktischen Gestaltung des Lebens mitzuarbeiten.

Hoyer

* * *

Alfred Döblin, Reise in Polen. Berlin 1926, S. Fischer. 367 Seiten. Preis 6.50 M.

Seit Kriegsende haben wir im Osten einen neuen Nachbar — und kennen ihn nicht. Was wir früher im preußischen, österreichischen und russischen Polen getroffen hatten, war polnisches Volk, aber nicht das polnische Volk gewesen,

so gewiß eine Nation noch etwas anderes ist als die Summe ihrer Teile, und erst recht, solange sie verschiedenartigen politischen Gewalten und Kultureinflüssen ausgeliefert sind. Man sah damals nur das private polnische Gesicht, das sich weder verbieten noch verleugnen ließ; das nationale war verwischt oder verdeckt. Es zeigte sich erst, als die getrennten Teile wieder zusammenwuchsen und ihr eigenes Haus, den nationalen Staat, errichteten. Denn da ihn die Polen — in der Form einer demokratischen Republik — selbst schufen, trägt er die Züge des Geistes, aus dem er geboren und den er beherbergt, ihres Geistes. Nach anderthalb Jahrhunderten ist also Polen wieder ein Land, ein Volk, ein Staatswesen. Seine äußere Gestalt läßt sich erfassen. Doch eben jener Geist und die Seele des befreiten Volkskörpers sind uns noch verborgen. Was das neue Polen lebt und was es will, davon wissen wir nach diesen acht Jahren wenig. Die Zeit, Erfahrung und Umgang werden uns zu Hilfe kommen. Vielleicht haben wir, interessiert an den größeren Geschehnissen in Rußland, Polen auch einfach übersehen. — Und doch nimmt es fast dieselbe Bodenfläche ein wie Deutschland und zählt knapp halb soviel Einwohner!

Wieweit eine Reise Land und Leute zu erschließen vermag, hängt in erster Linie vom Reisenden selbst ab. Ganz kann sie es nie. Döblins Reise ist ein Suchen: mit Sinnen und Seele sucht er Polen, das sichtbare und das geheimnisvoll verborgene. Sein Buch, ohne Bilder, ist daher mehr Reiseerlebnis als Reisebeschreibung, gewolltes Erlebnis eines klugen und empfindungsfähigen Menschen, der auszieht, ein neugebornes Land und Volk zu entdecken. Er sucht es in den Städten: Warschau — Wilna — Lublin — Lemberg — Krakau — Lodz. Oberschlesien übergeht er merkwürdigerweise. Dazu ein kurzer Abstecher ins Naphtharevier und in die Tatra. Aber kein Wort vom flachen Land, kein Wort vom Bauern, von seinem Leben und Denken, von seinem Anteil am wirtschaftlichen und politischen Leben. Das ist der erste Ausfall.

Er sucht es nicht mit dem Baedeker in der Hand. Von den offiziellen und repräsentativen Sehenswürdigkeiten hält ihn ein starkes Mißtrauen zurück. Neues Leben steckt nicht in alten Museen und Bauwerken, es regt sich in den Straßen, Häusern und Arbeitsplätzen, in jedermann. Döblin besitzt genug Spürsinn, es überall aufzustöbern, auf den Trödelmärkten, vor den Läden, an den Plakatsäulen und Schaukästen, in Gasthäusern, Kinos, Konzert- und Theatersälen, in Kirchen und Synagogen, in den alten und neuen Vierteln, in den Vorstädten und an den Stadtgrenzen, in der Trambahn, auf Brücken, leider sehr selten in einem Betrieb. Er schaut in die Höfe; er betrachtet Kleidung, Haltung, Benehmen der Leute; er hält viele Physiognomien fest, wie sie ihm gerade in den Weg kommen. Er sieht. Und schreibt die tausend, vom Auge blitzschnell aufgenommenen, empfundenen und flink interpretierten Impressionen in sein Tagebuch. Durch diese Methode wird eine gewisse Unmittelbarkeit des Eindrucks beim Leser erzeugt.

Aber Döblin versteht kein Polnisch, und das hat einen zweiten Ausfall zur Folge. Die Bilder huschen stumm vorbei wie im Kino. Natürlich versteht man sie so auch, doch zum vollen Leben fehlt ihnen etwas. Denn ein Volk spricht, und in dem Was und Wie seiner Rede offenbart sich ein gut Teil seines Wesens. Doch hilft der Autor geschickt über den Mangel hinweg, indem er Bemerkungen einstreut, die geeignet sind, dem Gesehenen Hintergrund und Zusammenhang zu geben: Daten, Zahlen aus der Statistik, historische Notizen und Erinnerungen, Sentenzen, charakteristische Episoden aus dem privaten und politischen Leben der letzten Generationen.

Sowie er freilich auf die Probleme des neuen Polen trifft, die nicht zu sehen sind, ist er wieder an persönlicher Nachfrage gehindert und auf die „Kenner", seine Gewährsmänner, angewiesen, die in Redaktionen oder sonstwo sitzen. Der Wert solcher Auskünfte muß natürlich zweifelhaft sein. Nun, Döblin hört viele an, am liebsten die Gegensätzlichen, und gibt sie unkommentiert wieder. Auch so fällt Licht auf die kritischen Angelegenheiten: die politische Konstellation zu Deutschland und Rußland, die wirtschaftliche Krisis, die sozialen Zustände, die offiziellen und inoffiziellen Mächte im Staatsleben, die nationalen Konflikte. Auch auf die Lösungen, die man vorschlägt, und auf die Kräfte, welche marschieren.

Hier läßt sich der Autor aus seiner Zurückhaltung herauslocken. Indem er erfährt, wie eine Nation, aus langer Unterdrückung befreit, nichts Eiligeres zu tun hat, als einen Staat zu schaffen, der dieselbe Unterdrückung an seinen nationalen Minderheiten übt, der okkupiert, annektiert, seine Nachbarn bedroht und sich bedroht sieht, wird ihm die Unzulänglichkeit des modernen Staatsbegriffes überhaupt, „die Barbarei des Staatspatriotismus", klar. Staaten, sagt er, sind Zufallsgebilde, Kollektivbestien, Gräber der Völker. Der Staat ist „ein träger Ichthyosaurus, den die Gehirne von heute beseitigen müssen". Zu solchen spitzen Formulierungen, spontan dem Eindruck entspringend, mag der Reisende sich berechtigt halten; nur, scheint es, enthalten sie beinah soviel Falsches als Wahres. Doch meinen sie Wahrheit: es gibt wertvollere, sinnvollere, mächtigere Kräfte, die jenseits des Staates wirken, wie z. B. die religiösen. Döblin begegnet ihnen in Polen allenthalben. Zwar bleibt ihm der Einblick in das innere Leben des östlichen Katholizismus verwehrt; er findet einfach keinen willigen und berufenen Führer, und es ist fast rührend, wie er sich, angesichts der Betenden und des Gekreuzigten in der Kirche, um den Sinn dieses Glaubens müht. Aber dafür steht ihm der Zugang in alle Bezirke des Ostjudentums offen, und er vermag wertvolle Beispiele von dem außergewöhnlichen Leben des staatenlosen „Tempelvolkes" zu geben. Ja, es sieht aus, als ob er sich von der Mission des auserwählten Volkes überzeuge. Er sieht hier eine fast mittelalterliche Geistesverfassung, eine geistig gebundene Masse, ein Bemühen um überirdische Dinge, einen elementaren, auf erhabene Ziele gerichteten Willen, und man glaubt schon, daß daneben die westliche Welt durch Staat, Demokratie, Aufklärung und Wissenschaft verwüstet erscheint.

Aber das ist nur eine Gegenüberstellung von Ost und West; es gibt deren andere! Diese sentimental-pessimistische hier ist typisch für den westlichen Literaten. Und von einem solchen stammt das Buch doch. Seine Vorzüge sind hervorgehoben; die Lücken, die es aufweist, waren auf einer Reise schwerlich auszufüllen. Döblin hat sich dafür in Bezirke gewagt und an Dinge gerührt, die nicht jeder gesucht oder beachtet hätte. Aber er rührt nur daran, um mit einem schnellen Urteil, mit einer flinken Sentenz darüber hinzugehen, um sie persönlich, ohne Begründung, nur aus Einstellung und Eindruck heraus, abzutun — und das ist bedenklich. Man wird bald mißtrauisch gegen sein Auswählen überhaupt. Wie berechtigt dieses Mißtrauen ist, beweist die „Ausreise". Nicht etwa, weil er hier ein minder sympathisches Bild des Deutschen entwirft (wir kennen ihn wohl!), sondern weil er es affektiert, schief ausführt, weil er karikiert.

So viel zum Sachlichen. Schließlich ist es aber der Ton, der die Musik macht. Mit gewissen saloppen Witzeleien unterscheidet der sich nun gar nicht erheblich von den westlichen Intellektuellen, dem „Geschmeiß", das er so sehr haßt. Es finden sich sogar eine Anzahl Stellen, wo Döblin, in dem Glauben, witzig zu sein, sich in sehr schnoddrige und unsympathische Geschmacklosigkeiten verliert. Und auch seinen Stil muß man anfechten. Um nur das Auffälligste zu sagen: wenn die Auflösung des Satzes auch zuzeiten berechtigt ist, als Regel macht sie ein Buch unerträglich. Dasselbe gilt von den übertriebenen Häufungen gleichartiger Satzteile. Die zahllosen Auslassungen der Artikel und Pronomina zerstücken den Rhythmus. Die häufige Voranstellung des Akkusativobjektes stört die Klarheit. Und alles zusammengenommen degradiert das Deutsch zu einer Manier, die, geschrieben wie gesprochen, gesucht und ermüdend wirkt. Es ist nötig, das hervorzuheben, weil Döblin zu den namhaften deutschen Schriftstellern der Gegenwart gezählt wird.

Hoyer

Literatur zur Frage der Justizkrise

Erweitert durch einige grundsätzliche Schriften

Siehe dazu die Einführung auf S. 156

Rudolf von Jhering, Der Kampf ums Recht. 21. Auflage. Wien 1919, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 98 Seiten. Preis 1.25 M.

Jherings Schrift ist 1872 das erstemal erschienen. Sie ist darum nicht veraltet und wird so bald nicht veralten, da ihr Thema so lange gültig ist, als die menschliche Gesellschaft besteht. Immer wieder wird lebendiges Recht erstarren und dann zum Unrecht werden. Immer wieder muß das lebendig gebliebene Rechtsgefühl den Kampf aufnehmen um neues Recht. „Das Leben des Rechts ist Kampf, ein Kampf der Völker, der Staatsgewalt, der Stände, der Individuen." An vielen Beispielen — am ergreifendsten an dem des Michael Kohlhaas — zeigt Jhering die verderblichen Schäden, die dann entstehen, wenn er unterbleibt. Aufrüttelnd steht der Aufruf zum Kampf an der Spitze dieser Bücherzusammenstellung. Nicht minder aber fehle ein zweiter Gedanke Jherings: So sehr der Kampf ums Recht notwendig ist, berechtigt ist er nur dann, wenn als sein Ziel der Friede ersehnt wird.

Erich Eyck, Die Krisis der deutschen Rechtspflege. Berlin 1926, Verlag für Kulturpolitik. 33 Seiten. Preis 1.50 M.

Dieser Vortrag eines linksstehenden Rechtsanwalts stellt nicht so sehr eine grundsätzliche Erörterung der Frage der Justizkrise dar, als vielmehr eine sorgfältige Materialzusammenstellung. Aus ihm ist zu erkennen, an welchen Stellen die Kritik einsetzte, welche Urteile besonders angegriffen wurden und welche Einwände dagegen erhoben wurden. Eyck bleibt bei aller Kritik und aller Wahrung seines Standpunktes streng sachlich.

E. J. Gumbel, Vier Jahre politischer Mord. Fünfte Auflage. Berlin 1922, Malik-Verlag. 149 Seiten. Preis kart. 3.— M.

Denkschrift des Reichsjustizministeriums zu „Vier Jahre politischer Mord". Herausgegeben von Gumbel. Berlin 1924, Malik-Verlag. 183 Seiten. Preis kart. 3.— M.

Die Person des Pazifisten Gumbel ist sehr umstritten. Ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt. Hier geht es nicht um ihn, sondern um das von ihm vorgebrachte Material. Das aber ist erschütternd. An einer grauenhaft großen Anzahl von Fällen zeigt Gumbel an, wie sehr in und nach den revolutionären Jahren der Nachkriegszeit der Mord als politische Waffe gebraucht wurde — und wie schlecht, parteiisch und ungenügend er oftmals gesühnt wurde.

Die auf Gumbels Broschüre bezügliche Denkschrift des Reichsjustizministeriums (deren Entstehen besonders Radbruch in der Zeit seiner Ministertätigkeit förderte) bringt die amtlichen Äußerungen der Justizministerien der einzelnen deutschen Länder zu dem von Gumbel vorgebrachten Material, die leider Gumbels Darstellung nicht sehr erschüttern können. Der niederdrückende Eindruck, den die Lektüre beider Schriften hinterläßt, läßt am ehesten die über viele als politisch empfundene Urteile in weiten Kreisen des Volkes entstandene tiefe Erregung verstehen.

M. Liepmann, Kommunistenprozesse. Ein Rechtsgutachten. München 1928, Drei-Masken-Verlag. 72 Seiten. Preis 1.50 M.

Einen immer erneuten Anstoß zur öffentlichen Erörterung der Frage der Justizkrise gibt auch die Spruchpraxis des Reichsgerichts und des Staatsgerichtshofs

in Kommunistenprozessen. Der bekannte und wahrhaftig nicht als Kommunist zu bezeichnende Hamburger Strafrechtslehrer Liepmann erstattete dazu ein Rechtsgutachten, das in einer großen Anzahl von Fällen zu einer scharfen Kritik dieser Praxis gelangt und schwere Bedenken gegen sie äußert. „Dadurch . . . wird ‚im Namen des Rechts', in Wirklichkeit aber gegen Recht und Gesetz in Menschenschicksale eingegriffen und darüber hinaus eine festgesetzte demoralisierende und den Staat untergrabende Unterhöhlung des Glaubens an die ‚Justitia' vorgenommen, die das Fundament des Staates und jedes — auch des kommunistischen — Staatsbürgers sein sollte. ‚Mit Recht soll man Land bauen!!'"

Ernst Toller, Justiz. Erlebnisse. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung. 146 Seiten. Preis 3.— M.

Toller beschreibt in diesem Berichtsbuche anderer und vor allem seine eigenen Erlebnisse von bayrischen Gerichten und in der Festung Niederschönenfeld. Tollers wirklich außerordentliches Erleben konnte ihn reizen, dessen Schilderung literarisch zu gestalten. Er ist — bis auf wenige unerhebliche Stellen des Buches — dieser Gefahr entgangen. Um so mehr erschüttert sein Bericht. Was da an ausgesuchten Quälereien und seelischen Mißhandlungen geschildert wird, läßt jedes fühlende Herz erzittern. Das Buch ist ein Zeugnis dafür, wie sehr politische Absicht an falscher Stelle Menschlichkeit und Gerechtigkeit zerstören muß. Die Empfindung dafür wird und muß sich auch bei denen durchsetzen, die der Person Tollers nicht besonders freundlich gesonnen sind, oder die seine politischen Gedanken für unverantwortlich und phantastisch halten.

Max Hoelz, Briefe aus dem Zuchthaus. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Erwin Kisch. Berlin 1927, Erich Reiß Verlag. 127 Seiten. Preis 2.50 M.

Über das seit langem geforderte Wiederaufnahmeverfahren im Hoelz-Prozeß sind vor kurzem die Verhandlungen eröffnet. Dies Buch, das Aufklärung über den Fall Hoelz zu vermitteln sucht, wird daher gerade in der nächsten Zeit erneut an Interesse gewinnen. Wir bringen daher eine etwas ausführlichere Darstellung und Würdigung, die wir, um den Rahmen dieser Übersicht nicht zu sprengen, am Schluß anfügen. Siehe S. 200.

Anton Menger, Das Bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Fünfte Auflage. Tübingen 1927, H. Laupp'sche Buchhandlung. 241 Seiten. Preis 5.— M.

Weisen Eyck, Toller und Gumbel auf die Einzelfälle hin, die die Debatte über die Justizkrise auslösten, so führt das 1890 erstmalig erschienene Buch des berühmten, längst verstorbenen Wiener Juristen Anton Menger tiefer zu den Ursachen derselben. In unseren Tagen ward die Justizkrise offenbar. In bestimmter Gestalt bestand sie aber schon lange und war sie notwendig mit der soziologischen Struktur der Gesellschaft der letzten Vergangenheit und der Gegenwart verbunden. Mengers scharfsinnige und tiefgehende Analysen zeigen das am Beispiel des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches, besonders an dessen Bestimmungen über Familienrecht, Sachenrecht, Obligationsrecht und Erbrecht. Zweifellos mußten und müssen diese Bestimmungen oft zu hartem Unrecht den nichtbesitzenden Klassen gegenüber führen, die auch schon dadurch benachteiligt sind, daß ihnen der Zugang zu den in einer Fachsprache geschriebenen Gesetzestexten unbillig erschwert ist. Dem Buche sind besonders unter Juristen, für die es bestimmt ist, viele Leser zu wünschen. In seinem ersten, allgemeinen Teile ist es aber auch juristischen Laien zugänglich.

Ernst Fränkel, Zur Soziologie der Klassenjustiz. Berlin 1927, E. Laub. 45 Seiten. Preis kart. —.85 M. (Jungsozialistische Schriftenreihe.)

Diese Schrift eines Juristen, der zugleich überzeugter, klassenkämpferisch eingestellter Marxist ist, gehört zweifellos zu den wertvollsten Auslassungen über die Frage der Justizkrise. Insofern geht sie auch den Nichtmarxisten an, ja den eigentlich in erster Linie. Der Wahrheit eines Teiles der soziologischen Feststellungen Fränkels wird er sich kaum entziehen können. Darüber hinaus lernt er hier den wirklichen Standpunkt der Marxisten zu jenen Fragen kennen. Ernst und verantwortlich, wie die Schrift geschrieben ist, fordert sie auch ernste und verantwortliche Antwort.

Rudolf Stammler, Die Lehre von dem richtigen Rechte. Zweite Auflage. Halle 1926, Buchhandlung des Waisenhauses. 380 Seiten. Preis 16.— M.

Hinter jeder Justizkrise steht die Frage nach dem richtigen Recht und nach dessen Möglichkeit. Ein Werk, das die Untersuchung dieser Frage zum eigentlichen Inhalt hat, verdient deshalb größte Beachtung, zumal wenn ein so berühmter Jurist wie Stammler sein Verfasser ist. Befriedigt das vorliegende Werk nun die Erwartungen? Vielleicht doch weniger, als notwendig, bestimmt weniger, als erwünscht wäre. Als Kantianer gelangt Stammler zu einer Trennung des Rechtsstoffes in einen wechselnden, relativ belanglosen Inhalt und in eine allgemeingültige Form. Seine Hauptaufgabe sieht er darin, die formalen Merkmale richtigen Rechts zu bestimmen.

Wer den Blick eben noch auf den ungeheuer schweren sozialen Kämpfen der Gegenwart ruhen ließ und hinter ihnen und in ihnen das gewaltige Ringen zweier Ideen sah, dem offenbart sich die vorwiegend formale Betrachtung, die dieses Ringen nicht berücksichtigt, als unzulänglich.

Aber Stammler bleibt auch nicht bei den formalen Untersuchungen. Zuletzt postuliert er doch ein „soziales Ideal", und nach ihm richten sich seine Entscheidungen. Dieses Ideal ist aber in letzter Hinsicht individualistisch, ist am Einzelmenschen orientiert.

Kann diese Ergänzung dem soziologisch Eingestellten genügen? Wahrscheinlich doch nicht. Er sieht ja in der individualistischen Idee nur eine der ringenden Ideen, und zwar die angegriffene, in Verteidigungszustand befindliche. Vielleicht erscheint eine individualistisch orientierte Lehre — zumal wie diese mit ihrem intellektualistischen Unfehlbarkeitsglauben, ihrem Mangel an weltanschaulichem Pathos und politischem Elan (um mit Radbruch zu sprechen) sogar ihrerseits als ein Zeichen der Justizkrise selbst. Diese ist ja in ihrem tiefsten Ausdruck Krise einer Idee.

Diese Fragen können bei der Lektüre von Stammlers Werk entstehen. Führt es zur Auseinandersetzung mit ihnen, so erfüllt es eine hohe Aufgabe. Es ist aber vor allem auch für den wichtig, der glaubt, doch bei der individualistischen Idee beharren zu müssen. Er wird ergriffen werden von dem Gefühl der Würde des Rechtes und der hohen Verantwortlichkeit, die seine Träger auf jeden Fall beseelen muß, weil das Buch selbst solchen ethischen Gehalt hat. Deshalb wird für den Juristen und den Studenten des Rechtes — für diesen vor allem kommt das Werk in Frage — die Auseinandersetzung mit Stammler auf jeden Fall Gewinn bringen.

Gustav Radbruch, Der Mensch im Recht. Heidelberger Antrittsvorlesung. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr. 18 Seiten. Preis 1.80 M. (Recht und Staat.)

Von der Justizkrise sollte hier gehandelt werden. Die Bücherzusammenstellung mußte deshalb vorwiegend kritischen Charakter tragen. Die Kritik darf aber nicht alleinstehen. Es muß zugleich auf Werdendes hingewiesen werden, das über die

Krise hinausführt. Deshalb sei die Liste mit Radbruchs formklarem und gedanklich überzeugendem Vortrage beschlossen.

Radbruch umreißt in wenigen Zügen das Bild des Menschen, welches der Justiz und der Gesetzgebung in verschiedenen Epochen (Mittelalter, Renaissance, Aufklärung usw.) vorschwebte. Nach diesem Bilde bestimmte sich der Charakter des Rechtes. Solange diesem Bilde die Realität entsprach, war auch die Gültigkeit des Rechtes gewiß.

Um ein Beispiel zu geben: In der Zeit, da dem Rechte als Bild des Menschen das kaufmännisch orientierte Individuum vorschwebte, mußte das Handelsrecht zum repräsentativen Recht werden.

In der Gegenwart sieht Radbruch nun ein neues Bild des Menschen im Rechte als Vorbild wirksam werden. „Der Mensch im Recht ist fortan nicht mehr Robinson oder Adam, nicht mehr das isolierte Individuum, sondern der Mensch in der Gesellschaft, der Kollektivmensch." Das Recht, in dem dieses Bild sich zunächst auswirkte und auswirkt, muß so zum repräsentativen Recht werden. Das ist heute das Arbeitsrecht. Aber da wird die Wirkung des neuen Vorbildes nicht aufhören. „Eine neue Ethisierung des Rechtes vollzieht sich, eine neue Erfüllung des Rechtes mit ethischem Pflichtgehalt." Möglich ist der Fortgang dieses Prozesses (der die Justizkrise beenden kann) erst dann, wenn viele Volksgenossen lebendigen Anteil daran nehmen. Und so erscheint uns zuletzt wieder die das gesamte Wesen umfassende Bildung des einzelnen und des Volkes als unerläßlich, soll die Krise der Justiz wirklich überwunden werden.

Erich Ehler

Max Hoelz, Briefe aus dem Zuchthaus. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Erwin Kisch. Berlin 1927, Erich Reiß Verlag. 127 Seiten. Preis 2.50 M.

Zur Vergegenwärtigung: Hoelz war nach dem Mißlingen des Aufstandes und Bandenkrieges, dessen Führung in seiner Hand lag, von dem Außerordentlichen Gericht beim Berliner Landgericht I zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und lebenslänglichem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden. Die Schwere der Strafe erklärt sich vor allem daher, daß Hoelz des Mordes an dem Gutsbesitzer Heß in Roitzschgen verdächtigt wurde. Hoelz hat diese Tat immer bestritten. Dazu hat sich neuerdings ein Bergmann Erich Friehe selbst als den wahren Täter bezeichnet und sich den Gerichten gestellt. Dem Rechtsdenken des Laien erscheint es selbstverständlich, daß nunmehr der Prozeß Hoelz erneut aufgenommen wird. Die Presse wußte auch schon verschiedene Male von der bevorstehenden Wiederaufnahme zu berichten. Tatsächlich ist diese aber erst in der letzten Zeit erfolgt. Hartnäckig erhält sich nun in einem Teile der Presse das Gerücht, daß an der Verzögerung nicht juristische, sondern politische Gründe Schuld tragen. Der Außenstehende kann dies nicht beurteilen. Wohl aber kann und muß er fordern, daß der Gerechtigkeit freie Bahn gegeben wird. Er wird deshalb Aufklärung über den Fall sehr begrüßen.

Das vorliegende Buch sucht diese Aufklärung zu geben. Um gleich vorauszugreifen: Es sind in ihm sehr bedenkliche Maßnahmen der Behörden angezeigt. (Der schwer rheumatisch erkrankte Hoelz wurde in die nur 11° bis 12° warme Arrestzelle geworfen. Die Säuberung seiner verwanzten Zelle auch auf eigene Kosten wurde ihm verweigert. Der Luftschacht seiner Zelle wurde vermauert usw. Befremdlich ist auch, daß vor dem Prozeß durch das Berliner Polizeipräsidium vermittels öffentlicher Anzeige und gegen Gewinnversprechen Zeugen gesucht wurden, um Aussagen zu erhalten, „die zur Verurteilung des Max Hoelz führen". Ebenfalls bedenklich sind die Mitteilungen über eine Verschleppung des Prozesses gegen den Bergmann Friehe.) Es ist zu hoffen, daß diese Angaben und Anklagen zu Händen der zuständigen Stellen gelangen.

Nun aber zu dem Buche in seiner Gesamtheit: Es enthält zunächst Hoelz' eigene Lebensbeschreibung, die er im Schlußwort seines Prozesses gab. Das Hauptstück bilden dann eine Anzahl von Briefen Hoelz', deren Empfänger zum Teil unschwer zu erraten sind. Den Briefen schließt sich als Nachwort ein Essay über Hoelz von Egon Erwin Kisch an. Den Beschluß bildet ein Aufruf des

neutralen Komitees für Max Hoelz um Wiederaufnahme des Verfahrens. Der Aufruf ist mit einer Unterschriftenliste versehen.

Der Eindruck des Buches ist nicht einheitlich. Die Briefe Hoelz' zwar sind zum großen Teil erschütternd, wie alle Zeugnisse leidender Menschen — ein solcher ist Hoelz zweifellos — erschüttern müssen. Sie zeigen weiterhin, daß Hoelz auf keinen Fall ein radikal verderbter Räuberhauptmann und Mordbrenner ist. Vielmehr erscheint er als ein leicht beeinflußbarer, von den Zeitumständen und seinem Schicksal umgetriebener Mensch. Die innere Kraft, selbst sein Schicksal zu formen, besitzt er wahrscheinlich nicht in sehr hohem Maße. Dagegen spricht schon die Sentimentalität, die an anderen Stellen der Briefe sichtbar wird. Er ist auch kein Denker eigener Gedanken. Wo er bekennt oder sich im geistigen Meinungsaustausch versucht, reicht das von ihm Gesagte nicht über das hinaus, was ein anderer intelligenter Proletarier an dieser Stelle auch sagen würde. Als literarisches Dokument können die Briefe also nicht gelten. Aber das sollen sie ja auch gar nicht. Als ein Zeugnis des in der proletarischen Masse lebenden Empfindungsgehaltes haben sie aber große Bedeutung.

Zwiespältig ist aber der Eindruck, den Kisch's Nachwort über Hoelz vermittelt. In ihm werden so wichtige Mitteilungen gemacht, daß man nur wünschen kann, daß sie das Ohr erreichen, für das sie bestimmt sind. Dazu ist die Studie geschickt und gewandt geschrieben. Auch ehrliche Anteilnahme ist ihr anzumerken. Aber man wird doch den Eindruck nicht los, daß es nicht allein diese und Gerechtigkeitsliebe sind, die die Feder führten. Das Mitteilungsbedürfnis des Reporters ist zum mindesten mitbeteiligt.

Dann sei noch die Unterschriftenliste kurz besprochen. Es finden sich in ihr Namen wie: Rudolf G. Binding, Martin Buber, Cornelius, Dessauer, Feiler, Grünberg, Sinzheimer, Käthe Kollwitz usw. Daneben stehen aber auch: S. Friedländer (Mynona), Max Hermann-Neisse, Joachim Ringelnatz usw.

Haben diese Literaten — deren persönliche Ehrenhaftigkeit gar nicht bestritten werden soll — gar kein Gefühl dafür, daß ihr Name auch die ernsteste Angelegenheit für viele mit einer gewissen Notwendigkeit zu einer Angelegenheit der Literatur, des Kabaretts und der Bühne macht? Ob dies berechtigt ist oder nicht: im Interesse der Sache sollten sie zuweilen mit ihrem Urteil zurückhalten.

Insgesamt muß so nochmals gesagt werden, daß das Buch keinen einheitlichen Eindruck zu vermitteln vermag. Hat die volkstümliche Bücherei die Verpflichtung, ein solches Werk aufzunehmen? Die Entscheidung ist nicht leicht. Wenn auch nur die Gefahr besteht, daß die Gerechtigkeit verletzt wird, dann muß jede Volksbildungsbestrebung aufmerken. Sie muß dort stehen, wo die Stimme des Gewissens und des Herzens sich elementar äußern. Dort brechen wahrhaft bildende und formende Kräfte auf. Wer Bildung als lebensernstes Problem erkannt hat, muß diese Kräfte bejahen, um so mehr, als er sie auch in sich spüren wird.

Wo die größte Notwendigkeit wirkt, droht aber auch die größte Gefahr. Wenn echtem Erleben Zeugnisse geboten werden, an denen Sensation und Sentimentalität mitbeteiligt sind, so ist möglich, daß jenes zuletzt selbst vergiftet wird.

Nach ernsthafter Prüfung und langer Besinnung muß die Anschaffung des Buches aber doch befürwortet werden. Das an ihm Ernstzunehmende überwiegt zuletzt das Bedenkliche. Die Besprechung sei nicht abgeschlossen ohne die Äußerung der Hoffnung, daß das Buch von denen beachtet werde, die die Verpflichtung und die Macht haben, Recht auch unter schwierigen Umständen walten zu lassen.

Erich Thier

Zeit- und Streitfragen.

Wenn die öffentliche Bücherei nicht den Anschluß an die Zeit verlieren will, muß sie auch das Schrifttum zu den aktuellen Fragen ihren Lesern zugänglich machen. Vielfach wird es sich dabei allerdings um Broschüren handeln, deren Aufnahme in den Bestand nicht lohnt, weil in verhältnismäßig kurzer Zeit das Interesse daran nicht mehr vorhanden sein wird. Da aber diese Broschüren anderseits oft bedeutungsvolle Zeitdokumente sind, empfiehlt es sich, den Lesern sie dadurch zugänglich zu machen, daß man sie im Lesesaal in einer besonderen Abteilung (etwa — wie in Leipzig — unter der Rubrik „Zeit- und Streitfragen") 4–8 Wochen lang auslegt. Wir veröffentlichen im folgenden die Titel der wichtigsten in den letzten Wochen in den Leipziger Bücherhallen ausgelegten Schriften:

Max Adler-Wien, Über psychologische und ethische „Läuterung des Marxismus". Berlin 1928. Laub. (Jungsozialistische Schriftenreihe.)

L. Bernhard, Der Hugenberg-Konzern. Berlin 1928. Julius Springer.

Hans Brandt, Der Staat und die Juden. Königsberg 1928. Königsberger Hartungsche Zeitung und Verlag.

Johannes Dierkes, Volk und Raum. Zum Problem der inneren Kolonisation. Jena 1927. Gustav Fischer.

Friedrich König, Deutschland, Österreich und das Burgenland. Wien 1928. Verlag des Deutschen Schulvereins Südmark.

Th. Leipart, Auf dem Wege der Wirtschaftsdemokratie? Berlin 1928. Verlags-Anstalt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Luftgefahr und Luftschutzmöglichkeiten in Deutschland. Eine Denkschrift, herausgegeben vom Reichsverkehrsminister a. D. Dr. Krohne. Berlin 1928. Verlag des Deutschen Luftschutz.

Heiner Lotze, Die geistige Lage der Jugendbewegung und die Volkshochschule. Frankfurt 1928. Neuer Frankfurter Verlag.

Klaus Mann, Heute und morgen. Zur Situation des jungen geistigen Europa. Hamburg 1928. Gebrüder Enoch.

Carl Mennicke, Das Problem der sittlichen Idee in der marxistischen Diskussion der Gegenwart. Crimmitschau 1927. Rohland und Berthold.

Carl Mirbt, Das Konkordatsproblem der Gegenwart. 3. Auflage. Berlin 1927. Verlag des Evangelischen Bundes. (Protestantische Studien, Heft 8.)

Mitteldeutschland auf dem Wege zur Einheit. Denkschrift über die Wirkung der innerstaatlichen Schranken. Im Auftrage des Provinzialausschusses der Provinz Sachsen herausgegeben vom Landeshauptmann der Provinz Sachsen. Merseburg 1927. F. Stolberg.

Alfred Dedo Müller, Religiöser Realismus. Zwei Betrachtungen über den Zusammenhang der Friedensfrage mit dem Deutungsproblem. Sonnefeld bei Koburg 1927. Verlag der Neu-Sonnefelder-Jugend.

Kurt Nadel, Die deutsche Wohnungspolitik der letzten Jahre und die Bekämpfung des Wohnungsmangels. Berlin 1927. C. Heymann.

A. Neu, Das drohende Zuchthausgesetz. Die Strafrechtsreform und das Proletariat. Leipzig 1928. Verlag der Leipziger Buchdruckerei A.-G.

Hermann Oncken, Politik und Kriegführung. München 1928. M. Hueber. (Münchner Universitätsreden.)

Pressa-Sonderhefte des Archivs für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik. 1928, Heft 4. Leipzig. Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins.

Karl Renner, Der geistige Arbeiter in der gegenwärtigen Gesellschaft. Berlin 1928. J. H. W. Dietz.

R. Ritter, Staatshilfe oder Selbsthilfe zur Linderung der Agrarnot? Berlin 1928. Parey. (Agrarpolitische Aufsätze und Vorträge.)

Kurt Rosenfeld, Fort mit der Todesstrafe. Rede im Sonderausschuß des Reichstages zur Beratung des Strafgesetzentwurfes. Berlin 1928. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung.

Werner Sombart, Beamtenschaft und Wirtschaft. Berlin 1927. Verlagsanstalt des Deutschen Beamtenbundes.

Erich Stange, Volkskirche als Organismus. Dresden 1928. C. Ungelenk. (Kirche und Gegenwart, 1.)

Peter Wust, Die Krisis des abendländischen Menschentums. Innsbruck 1928. Verlagsanstalt Tyrolia. („Neues-Reich"-Bücherei, Nr. 4.)

Übersichtsliste über Neuerscheinungen

Vorbemerkung: Die im vorigen Jahrgang erstmalig erschienenen Übersichtslisten setzen wir auch in diesem Bande fort. Die Listen enthalten neben erst kürzlich erschienenen Werken auch solche, die entweder in neuer Auflage herausgegeben sind oder schon länger vorliegen. Ein Teil der aufgeführten Werke ist bereits in den „Heften“ besprochen oder wird demnächst zur Besprechung gelangen. Aus den Vorbemerkungen zu den bisher erschienenen Listen (XI. Band, Seite 108 ff. und 352 ff.) heben wir hervor, daß die Aufführung in dieser Liste durchaus nicht in allen Fällen eine volle Zustimmung zu dem betreffenden Werk bedeutet. Die Listen sollen nur einen ersten Anhalt geben für die Auswahl der Werke, bei denen eine sorgfältigere Prüfung und Auseinandersetzung erfolgt. Es würde eine Verkennung von Charakter und Absicht dieser Listen bedeuten, wenn nach ihnen ohne weiteres die Anschaffungen seitens der Büchereien erfolgen würden.

Die Schriftleitung

Jo van Ammers-Küller, Die Frauen der Coornvelts. Ein Frauen- und Familienroman. Aus dem Holländischen von Franz Dülberg. Leipzig, Grethlein. 1928. Preis geb. 8.50 M.

M. Andersen Nexö, Bauernnovellen. (Gesammelte Werke, Band 4.) München, A. Langen. 1928. 290 Seiten. Preis 6.— M.

Bengt Berg, Arizona Charleys Junge. Berlin, Dietr. Reimer. 1928. Preis 6.— M.

Johan Bojer, Die Auswanderer. Roman. München, C. H. Beck. 1927. 454 Seiten. Preis 6.— M.

J. Conrad, Der Nigger von Narzissus. Roman. Berlin, S. Fischer. 1927. 220 Seiten. Preis 3.— M.

J. Conrad, Spiel des Zufalls. Roman. Berlin, S. Fischer. 1926. 495 Seiten. Preis 5.— M.

Karl Dantz, Peter Stoll. Ein Kinderleben. Berlin, J. H. W. Dietz. 1925. 126 Seiten. Preis 2.40 M.

Paul Ernst, Der Schatz im Morgenbrotstal. Roman. Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 1926. 204 Seiten. Preis 4.— M. (Hefte XI, Seite 344.)

Edna Ferber, Die Mädchen. Hamburg, Gebr. Enoch. 1928. 344 Seiten. Preis geb. 7.50 M.

Arthur Graf Gobinau, Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen. Köln, H. Schaffstein. 1927. 303 Seiten. Preis geb. 8.— M.

Paula Grogger, Das Grimmingstor. Roman. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 1927. 572 Seiten. Preis 6.50 M.

K. Hamsun, Landstreicher. Roman. Aus dem Norwegischen. München, Langen. 1928. 494 Seiten. Preis 7.— M.

Marie Hamsun, Die Langerudkinder. Eine Erzählung. München, A. Langen. 1927. Preis geb. 7.— M.

J. P. Hebel, Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes. Mit 33 Original-Lithographien von Sambach. Berlin, Mauritius-Verlag. 1922. 73 Seiten Text. Preis geb. 6.— M.

Karl Borromäus Heinrich, Maria im Volk. Erzählungen. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 1927. 140 Seiten. Preis 3.— M.

K. v. Holtei, Der letzte Komödiant. Roman. Sechste Auflage, durchgesehen von Marie Barsch. Schweidnitz, L. Heege. 1926. 447 Seiten. Preis 6.— M.

Bernd Isemann, Mein Garten. Ein Buch der Lebensfreude und der Naturliebe. Köln, H. Schaffstein. 1927. 206 Seiten. Preis geb. 6.— M.

R. Kipling, Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 1927. 317 Seiten. Preis geb. 6.— M.

Jakob Kneip, Hampit der Jäger. Ein fröhlicher Roman. Berlin-Grunewald, Horenverlag. 1927. 287 Seiten. Preis geb. 7.50 M.

Anker Larsen, Der Garten des Paradieses. Zwei Sonntagsgeschichten. Deutsch von G. Morgenstern. Leipzig, Grethlein und Co. 1927. 193 Seiten. Preis 3.50 M.

Sinclair Lewis, Die Hauptstraße. Carola Kennicotts Geschichte. Roman. Berlin, Th. Knaur Nachf. 1927. 384 Seiten. Preis geb. 2.85 M.

Sinclair Lewis, Dr. Arrowsmith. Roman. München, Kurt Wolff. 1927. 801 Seiten. Preis 6.— M.

D. Gopal Mukerdschi, Wir pilgern zum Himalaya. Frankfurt/M., Rütten und Loening. 1928. 155 Seiten. Preis 3.— M.

D. Gopal Mukerdschi, Jugendjahre im Dschungel. Frankfurt/M., Rütten und Loening. 1927. 208 Seiten. Preis geb. 6.— M.

D. Gopal Mukerdschi, Kari der Elefant. Frankfurt/M., Rütten und Loening. 1927. 129 Seiten. Preis geb. 5.— M.

J. G. Oberkofler, Sebastian und Leidlieb. Roman. Innsbruck, Tyrolia. 1926. 487 Seiten. Preis 6.— M.

W. St. Reymont, Der letzte polnische Reichstag. Roman. München, Georg Müller. 1927. 529 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Ina Seidel, Brömseshof. Eine Familiengeschichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1928. 273 Seiten. Preis geb. 6.— M.

R. L. Stevenson, Die Herren auf Hermiston. Roman. Aus dem Englischen von M. Thesing. Hamburg, Gebr. Enoch. 1927. 231 Seiten. Preis geb. 4.80 M.

F. Timmermans, Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. Leipzig, Insel-Verlag. 1927. 188 Seiten. Preis 4.50 M.

Sigrid Undset, Olav Andunssohn. Roman. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1928. 470 Seiten. Preis 6.75 M.

Josefa Kraigher-Porges, Lebenserinnerungen einer alten Frau. Zwei Bände. Leipzig, Grethlein. 1928. 269 u. 350 Seiten. Preis 8.50 M.

K. Scheffler, Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. Leipzig, Insel-Verlag. 1927. 384 Seiten. Preis geb. 8.50 M.

E. Angel, Edison. Sein Leben und Erfinden. Berlin, Selbstverlag. 1927. 174 Seiten. Preis 4.50 M.

Martha Steinitz, Helden der Güte. Berlin-Hessenwinkel, Verlag der Neuen Gesellschaft. 1924. 104 Seiten. Preis 1.75 M.

A. Brehm, Aus allen Zonen. Reisen, Jagden und Tiergeschichten. Stuttgart, K. Thienemann. 149 Seiten. Preis geb. 4.— M.

A. Brehm, In Steppe und Urwald. Reisen, Jagden und Tiergeschichten. Stuttgart, K. Thienemann. 141 Seiten. Preis geb. 4.— M.

Bengt Berg, Die letzten Adler. Mit 70 Abbildungen. Berlin, Dietrich Reimer. 1927. 144 Seiten. Preis geb. 8.— M.

A. v. Engelhardt, Der König von Korsika und der Freiheitskampf der Korsen. München, C. H. Beck. 1925. 202 Seiten. Preis geb. 5.— M.

K. Sturm, Durch Schweden und Lappland. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1927. 98 Seiten. Preis 2.— M.

Bruno Taut, Ein Wohnhaus. Mit 104 Photos und 72 Zeichnungen. Neunte Auflage. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 1927. 118 Seiten. Preis 4.— M.

W. Gropius, Internationale Architektur. München, A. Langen. 1925. 115 Seiten. Preis 5.— M.

H. Geisow, Deutscher Sportgeist. Ein Buch für jeden Deutschen. Mit 32 Seiten Abbildungen. Fünfte Auflage. Stuttgart, Dieck und Co. 1926. 98 Seiten. Preis 3.50 M. (Stuttgarter Sportbücher.)

R. F. Arnold, Der Irrgarten. 333 deutsche Räthsel. Wien, Österreichischer Bundesverlag. 1928. 180 Seiten. Preis 2.30 M.

Leo Weismantel, Das Werkbuch der Puppenspiele. Frankfurt a. M., Bühnenvolksbund. 1924. Preis geb. 3.60 M.

Kleine Mitteilungen

Zur Besoldung der Volksbibliothekare

Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen hat im Mai dieses Jahres an eine Anzahl von öffentlichen Büchereien in den verschiedenen Teilen des Reiches eine Umfrage betreffend die Einstufung der Volksbibliothekare versandt. Bei der Neuregelung der Besoldungsordnungen, die in den letzten Monaten etwa seit Ende 1927 in den einzelnen Ländern im Anschluß an die Besoldungsreform des Reiches erfolgt ist, ist im Unterschied zu früher mindestens in der Bezeichnung, vielfach aber auch in der Staffelung und Einstufung der verschiedenen Berufsgruppen eine außerordentlich weitgehende Verschiedenheit entstanden. Dadurch sind die Verhältnisse für den Außenstehenden nahezu unübersehbar geworden. Es ist daher wichtig, schon heute einen ersten Überblick sich zu verschaffen, wie die Volksbibliothekare und damit der volksbibliothekarische Beruf als solcher in den neuen Besoldungsordnungen berücksichtigt sind. Das ist einmal notwendig, um für alle die Fälle, in denen die neue Einstufung sachlich unzutreffend ist, überhaupt erst einmal Kenntnis von anderen Regelungen zu gewinnen. Es ist aber auch ferner für alle die Kollegen und Kolleginnen, die ihre Stellung wechseln oder die in neuzuschaffende Stellen eintreten, erforderlich, zu wissen, wie die Besoldungssätze für die Volksbibliothekare sich heute gestaltet haben. Es ist nun kein Zweifel, daß es heute außerordentlich schwer ist, in diesen Dingen klares, sachlich zuverlässiges, nach jeder Richtung hin aufschlußreiches Material zu gewinnen. Das ist in der allgemeinen Situation des volkstümlichen Büchereiwesens begründet. Hier besonders kommt zum Ausdruck, daß in vielen Kommunen immer noch Büchereien bestehen, die auch bei sehr reduzierten Ansprüchen kaum als neuzeitliche kommunale Büchereien angesprochen werden können. Hier zeigt und muß sich naturgemäß zeigen, daß der volksbibliothekarische Beruf immer noch „in der Entstehung begriffen" ist. Ferner entstehen auch hier alle die Schwierigkeiten und Bedenken, die bei der Bibliotheksstatistik überhaupt, soweit sie über die einzelne Anstalt hinausgeht, sich ergeben. Es konnte sich daher bei der Umfrage, über die im folgenden kurz berichtet werden soll, nicht darum handeln, in voller Breite das Material über die Besoldung der deutschen Volksbibliothekare zu beschaffen und zu verarbeiten. Eine solche Maßnahme hätte — abgesehen von den dazu erforderlichen Mitteln und Kräften — auch nicht im Aufgabenbereich der Deutschen Zentralstelle gelegen. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare, auf dessen „Richtlinien für die Anstellung und Besoldung des Personals für Volksbüchereien" auch hier hingewiesen sei, dürfte hierfür die geeignete Stelle sein. Unsere Absicht war vielmehr die, möglichst rasch

einen ersten — vorläufigen — Überblick zu erhalten. An Vollständigkeit konnte unter diesen Umständen selbstverständlich nicht gedacht werden. Die Beschaffung und Bearbeitung des Materials hätte Monate gedauert. Da zudem an einigen Stellen die Besoldungsregelung noch nicht erfolgt ist, bzw. Revisionen noch im Gange sind, schien es uns wichtig, in der Art einer Stichprobe an einer beschränkten Auswahl von Büchereien einmal festzustellen, welche Regelungen bisher erzielt sind. Diese Mitteilung mag den Büchereien, die nicht befragt sind, zur Begründung dienen. Es sind etwa 80 Büchereien in den verschiedenen Teilen des Reiches befragt worden. Die Auswahl geschah so, daß in jedem Gebiet möglichst Büchereien der verschiedenen Größen ausgewählt wurden, jedoch so, daß in Gemeinden unter 10.000 Einwohnern überhaupt nicht, unter 50.000 selten heruntergegangen wurde. So wie die Verhältnisse heute noch liegen, ist hauptamtlich tätiges, fachlich vorgebildetes, bibliothekarisches Personal ja leider in weiterem Umfang erst in Städten, deren Einwohnerzahl oberhalb dieser Grenze liegt, anzutreffen. Es zeigte sich dabei, daß bei einer nicht unbeträchtlichen Anzahl der befragten Büchereien die Besoldungsregelung noch nicht abgeschlossen war. Auch da, wo die Besoldung des Personals nicht von der Kommune, sondern von privaten Vereinen, Stiftungen od. dgl. erfolgt und daher vielfach nicht mit den allgemeinen Sätzen zu vergleichen ist, wurde von einer Bearbeitung abgesehen. Trotz dieser Einschränkung kann der Bericht wohl Anspruch darauf erheben, die wichtigsten Tatsachen der volksbibliothekarischen Besoldungsregelung zuverlässig erfaßt zu haben. Es liegen den Mitteilungen zugrunde die Angaben der Städtischen Büchereien folgender Städte: Groß-Berlin: Stadtbibliothek, Lichtenberg, Neukölln, Schöneberg, Spandau, Steglitz, Wilmersdorf. Ostpreußen: Elbing, Insterburg, Tilsit. Norddeutschland: Hamburg, Lübeck, Kiel, Flensburg, Stettin, Stralsund. Westdeutschland: Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Hamm, Krefeld, Solingen. Süddeutschland: Mannheim, Stuttgart, Nürnberg. Mitteldeutschland: Gera, Dessau, Magdeburg, Halle, Dresden, Leipzig, Plauen. Osten: Breslau, Beuthen, Gleiwitz. Sechzehn Büchereien, bzw. Städte teilten mit, daß die Besoldungsregelung noch nicht erfolgt sei, bzw. eine Beantwortung auf diesem Wege nicht möglich sei. — Was ergibt sich nun bei der Durchsicht der eingegangenen Fragebogen?

Vorausgeschickt sei, daß auch heute noch die Dienstbezeichnung der bibliothekarischen Stellen völlig willkürlich ist. Die Bezeichnungen Bibliothekssekretär(in), -assistent(in), -inspektor(in) gehen völlig durcheinander und gelten an den einzelnen Orten oft für die entgegengesetzte Stellung und Tätigkeit. Diese Tatsache erschwert naturgemäß Personal- und Besoldungsverhandlungen ungemein! Sollte nicht der Verband Deutscher Volksbibliothekare

doch einmal den Versuch machen, eine einheitliche Terminologie wenigstens vorzubereiten? — Unter diesen Umständen verzichten wir darauf, uns für eine der vorhandenen Bezeichnungen zu entscheiden. Wir wählen — in der Hoffnung, so besser Mißverständnisse zu vermeiden — eine allgemeine Umschreibung für den Charakter der betreffenden Stelle. Ausführliche Angaben über einen planmäßigen Aufbau des volksbibliothekarischen Personals mit genauer Abgrenzung des Tätigkeitsbereiches finden sich im Anhang zu der Sammelschrift „Der Volksbibliothekar. Seine Aufgabe. Sein Beruf. Seine Ausbildung". — Wir unterscheiden hier:

I. Die bibliothekarische Anfangsstellung. Mit geregelter fachlicher Ausbildung und staatlicher Diplomprüfung. Ohne Praxis. Eingangsstellung für den bibliothekarischen Beruf. Oft Vorbereitungsstellung für Beamten- oder Angestelltenverhältnis. Früher Gruppe VI.

II. Die erste bibliothekarische Vollstellung. Mit geregelter fachlicher Ausbildung und staatlicher Diplomprüfung. Meist zweijährige bibliothekarische Praxis. Beamten- oder Angestelltenverhältnis. Bibliothekarische Mittelstellung. Früher Gruppe VII und VIII.

III. Die gehobene bibliothekarische Vollstellung. Wie oben. Längere bibliothekarische Praxis. Selbständigere und verantwortungsvolle Posten. Beamten- oder Angestelltenverhältnis. Bibliothekarische Oberstellung. Früher Gruppe VIII–X.

Legt man der besseren Übersicht halber zunächst diese einfache Dreiteilung zugrunde und verzichtet auf weitere Differenzierung besonders der letzten Gruppe, so ergibt sich für diese rein bibliothekarischen Stellen folgendes Bild.

Für die bibliothekarische Anfangsstellung (siehe oben I) entspricht jetzt der früheren Gruppe VI innerhalb der neuen Preußischen Besoldungsordnung die Gruppe 5 (2300 bis 4200 M.[1]), in der Sächsischen Besoldungsordnung die Gruppe 12b (2500 bis 4800 M.)

Dabei ist jedoch zweierlei zu bemerken: Erstens. Diese Stellung scheint vielfach als bibliothekarische Eingangs- und Anfangsstellung zu verschwinden. So bemerkt eine führende großstädtische Bibliothek dazu „künftig wegfallend". Die oben zu II aufgeführte Stellung wird sofort Eingangsstellung. Dies liegt ja auch ganz im Zuge der von dem Verband Deutscher Volksbibliothekare aufgestellten Forderungen.

So erfreulich diese Entwicklung ist, sie scheint doch noch recht vereinzelt zu sein. Es findet sich nämlich viel häufiger die Tatsache, daß diese Stellung

[1] Es sind hier stets die Sätze der genannten staatlichen Besoldungsordnungen angegeben. Die im Anschluß daran von den Städten aufgestellten Besoldungsordnungen weisen zum Teil größere, zum Teil kleinere Unterschiede auf, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. D. V.

nicht als bibliothekarische Anfangs- und Vorbereitungsstellung angesehen wird, sondern daß in dieser Gruppe auch langjährig in der volksbibliothekarischen Praxis stehende Kräfte mit Diplomprüfung und voller bibliothekarischer Tätigkeit eingestuft werden. Dies wird von einer Reihe Büchereien besonders im Norden und im rheinisch-westfälischen Industriegebiet gemeldet. Es liegt natürlich auf der Hand, daß eine solche Einstufung, die für eine Vorbereitungs- und Anfangsstellung berechtigt ist, aber auch da schon vielfach überwunden ist, keinesfalls als eine angemessene Eingruppierung einer bibliothekarischen Vollstellung angesehen werden kann. Es ist daher durchaus verständlich, daß gegen eine solche Regelung bereits örtlich oder provinzial Protest eingelegt ist. So wissen wir z. B. von einer großen norddeutschen Stadtbücherei, daß die jetzt in Gruppe 5 eingestuften Diplombibliothekarinnen zunächst die neue Besoldungsordnung nicht anerkannt, sondern die Entscheidung des Regierungspräsidenten angerufen haben, mit dem Ziel, entsprechend der staatlichen Regelung nach Gruppe 4b eingestuft zu werden. Leider hat der Regierungspräsident einen abschlägigen Bescheid erteilt.

Bei einer anderen Bücherei im Norden ist die Einstufung für diese Kategorie sogar nach Gruppe 6 der Preußischen Besoldungsordnung (2000.— bis 3500.— M) erfolgt. Hier wird jedoch erwartet, daß die städtische „Härtekommission", die unerträgliche Härten mildern soll, diese sachlich unzutreffende Regelung noch beseitigt. Mehrere Büchereien im rheinisch-westfälischen Industriegebiet melden dieselbe unzutreffende Einstufung in Gruppe 5 oder 6. Eine von diesen schreibt, daß

> „eigentlich alle bibliothekarischen Fachkräfte (Sekretärinnen und Obersekretärinnen) gemäß der preußischen staatlichen Besoldungsordnung einen Anspruch auf Besoldungsgruppe 4b hätten, daß aber im rheinisch-westfälischen Industriebezirk wieder eine Eingangsgruppe in 6 vorgesehen und erst nach einigen Jahren Beförderung nach 4b möglich ist .. Gegen diese ungerechtfertigte Zurücksetzung der kommunalen Bibliothekarinnen im R. W. J. haben sich die Direktoren vergeblich gewandt, da die Städte des Bezirks an der einmal geschaffenen Muster-Besoldungsordnung festhalten", wenn sie auch „die sachliche Berechtigung der bibliothekarischen Wünsche anerkennen".[1]

Es ist kein Zweifel, daß — abgesehen von der Frage der Eingangsstellung — es natürlich völlig unhaltbar ist, Gruppe 5 oder 6 der Preußischen Besoldungsordnung als Besoldung für langjährige bibliothekarische Fachkräfte aufrechtzuerhalten. Es muß schärfster Einspruch erhoben werden gegen diese Regelung, die bezeichnenderweise sogar von einigen Verwaltungen selbst als sachlich unzutreffend angesehen

[1] Während des Druckes geht uns die Mitteilung zu, daß auf Grund weiterer Verhandlungen jetzt Gruppe 5 als Eingangsgruppe gewährt werden soll. D. V.

wird. Es muß erwartet werden, daß überall da, wo diese Eingruppierung für die bibliothekarische Vollstellung (siehe oben II) erfolgt ist, diese so bald als möglich beseitigt wird.

Gegebenenfalls wird hier auch der Verband mit den bibliothekarischen Fachstellen besondere Maßnahmen bei den kommunalen und staatlichen Organisationen unternehmen müssen!

*

Die erste bibliothekarische Vollstellung, wie sie oben unter II kurz umschrieben ist, ist entsprechend ihrer früheren Einstufung nach der alten Gruppe VII in der neuen Preußischen Besoldungsordnung in die Gruppe 4b (2800.— bis 5000.— M), in der neuen Sächsischen Besoldungsordnung in die Gruppe 11c (2800.— bis 5000.— M) überführt worden. Geht man davon aus, daß diese Gruppe als erste bibliothekarische Vollstellung zu betrachten ist, auf der sich für selbständigere, gehobenere Tätigkeit, für die verantwortliche Führung einzelner Abteilungen in großen Büchereien, für die Leitung von Zweigbüchereien in Groß- und Mittelstädten oder von selbständigen kleinen Büchereien in Mittel- und Kleinstädten weitere Stellen aufbauen, so kann diese Regelung als zutreffend gelten. Wir möchten dabei freilich nicht den entscheidenden Wert auf den Vergleich mit den mittleren Beamten an wissenschaftlichen Bibliotheken legen, bei denen in Gruppe 4b (Preußische Besoldungsordnung) jetzt die Bibliotheksobersekretäre(innen) — bisher Bibliotheksoberinspektoren, -inspektoren und -obersekretäre — eingestuft sind. Wie mehrfach betont, halten wir vielmehr für wirklich vergleichbar die Besoldung der Volksschullehrer, die in Preußen wie in Sachsen für endgültig angestellte Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen mit demselben Betrag wie Gruppe 4b, beziehungsweise wie 11c, nämlich 2800.— bis 5000.— M jährlich eingesetzt sind.

Wie bereits oben zu I ausgeführt, ist nun die gleichmäßige Einstufung nach Gruppe 4b der Preußischen Besoldungsordnung oder Gruppe 11c der Sächsischen keineswegs allgemein durchgeführt. Das muß aber für diese Stelle unbedingt erreicht werden, soll nicht die Entfaltung des volkstümlichen Büchereiwesens, das jetzt in Deutschland vor ganz entscheidenden Aufgaben steht, aufs schwerste gefährdet werden. Wir sind nicht der Meinung, daß die Bedeutung einer Tätigkeit und die Geltung eines Berufes von der erreichten Gehaltsgruppe abhängig ist. Wir sind uns auch durchaus bewußt, daß in vereinzelten Fällen es für einzelne Kommunen geringerer Größe oder Organisationen tatsächlich schwierig ist, eine solche Eingruppierung sofort vorzunehmen. Aber wir sind uns vollkommen darüber im klaren, daß eine sachgemäße Ausbildung und Vorbildung der Volksbibliothekare, daß auf die Dauer befriedigende Leistungen nur dann gefordert und erreicht werden können, wenn die Besoldungs- und Lebensverhältnisse der Berufsträger eine einigermaßen zufriedenstellende Regelung

erfahren. Aus diesem Grunde, ebenso um der Sache willen, wie um der Menschen willen, die sich diesem Berufe widmen, müssen wir daher fordern, daß für diese Kategorie die an vielen Stellen noch nicht durchgeführte Besoldung nach Gruppe 4b der Preußischen Besoldungsordnung schnellstens vorgenommen wird.

Dabei soll noch ganz davon abgesehen werden, daß die allgemeinen Arbeitsbedingungen für die Volksbibliothekare in vieler Hinsicht wesentlich ungünstiger liegen als die anderer entsprechender Berufe: Dauer der Arbeitszeit, Lage der Arbeitsstunden, Ferien! Es zeigt sich gerade jetzt, nachdem in weiterem Umfang Berufsgenossen und -genossinen auf eine vieljährige Tätigkeit in der bibliothekarischen Praxis zurückblicken können, daß diese Dinge, soll der pädagogische Charakter unserer Arbeit und die Leistungsfähigkeit und Frische der Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen erhalten bleiben, dringend einer systematischen Regelung nach dem Vorbild anderer pädagogischer Berufe bedürfen!

*

Bei der Beurteilung der Eingruppierung der volksbibliothekarischen Vollstellung nach Gruppe 4b der Preußischen Besoldungsordnung war davon ausgegangen, daß es sich dabei um die erste Stufe bibliothekarischer Tätigkeit (von einer Vorbereitungs- und Eingangsstellung abgesehen) handelt, der ein weiterer Aufbau von Stellen für besondere Aufgaben und Funktionen innerhalb eines durchgestalteten Büchereibetriebes folgt. Wir haben heute zweifellos eine ganz beträchtliche Anzahl von Anstalten, die im Sachlich-Fachlichen eine starke Differenzierung der an den einzelnen Stellen des Betriebes zu fordernden Leistungen aufweisen. Und auch unter den Büchereien, die bei dieser Umfrage Angaben machten, befinden sich solche. Und doch zeigt sich, daß in der Besoldung und Eingruppierung dem wenig oder gar nicht Rechnung getragen wird. Dies rührt zweifellos zum Teil daher, daß die Gruppe VIII der früheren Besoldungsordnung, die hier in Betracht kommt, weithin in vielen Berufen nur Aufrückungsgruppe bei gleichbleibender Tätigkeit war und — entsprechend der allgemeinen Tendenz der neuen Besoldungsordnung — mit der früheren Gruppe VII in die Gruppe 4b zusammengezogen ist. Für die öffentlichen Büchereien ist dieser Gesichtspunkt aber nicht — oder nur zum Teil — zutreffend. Wir müssen von der sachlichen Differenzierung der Aufgaben her unbedingt auch eine stärkere Gliederung des Personalaufbaues und damit der Besoldung fordern. Oben ist angedeutet, welcher Art diese Aufgaben sind. Das muß in diesem Zusammenhang genügen.

Die vom Verband Deutscher Volksbibliothekare geforderte Gruppe 3b der Preußischen Besoldungsordnung (4800.— bis 7000.— M) oder die Gruppen 10 (4800.— bis 7000.— M) und 11a (4100.— bis 5800.— M) der Sächsischen Besoldungsordnung würden eine angemessene Besoldung für selbständigere gehobenere

Posten darstellen. Diese Stellen finden sich auch an einigen Büchereien: Berlin (u. E. zu wenig), Breslau, Dresden, Hamburg, Leipzig. Im ganzen aber sind sie so spärlich vorhanden, daß auch hier unbedingt Abhilfe geschaffen werden muß.

Wer die bibliothekarische Tätigkeit in einer neuzeitlich ausgebauten Bücherei in allen ihren Einzelheiten kennt, wer weiß, daß gerade dem bibliothekarischen Personal hier von den verschiedensten Seiten her (innere Verwaltung, Bestandsaufbau, Ausleihe, Sachbearbeitung, Ausbildung der Praktikantinnen, Vorarbeiten für Haushaltplan usw.) in der selbständigen Führung dieser Abteilungen Aufgaben zufallen, die neben einer gründlichen bibliothekarischen Fachschulung und reicher Praxis Selbständigkeit des Denkens, Verantwortungsbereitschaft und stete innere Lebendigkeit und Aufgeschlossenheit erfordern, der wird überzeugt sein, daß es eine gefährliche Verkümmerung der volkstümlichen Bücherei mit sich bringen würde, wenn die bibliothekarische Tätigkeit mit einer Besoldung nach Gruppe 4b der Preußischen Besoldungsordnung enden würde. Die lebendigsten und leistungsfähigsten Menschen, die sich bei der Übernahme selbständiger verantwortlicher Aufgaben erst voll entfalten und auswirken können, würden dem Büchereiwesen den Rücken kehren. Es entspricht daher durchaus dieser Notwendigkeit, wenn an einer Bücherei — außer den Stellen in Gruppe 3b der Preußischen Besoldungsordnung — noch weitere Stellen für rein bibliothekarische Tätigkeit in Gruppe 2c der Preußischen und 7c der Sächsischen Besoldungsordnung (4800.— bis 7800.— M) vorhanden sind.

Mit alledem ist die Besoldung der Bibliotheksdirektoren und -leiter noch nicht berührt. Diese Frage soll hier auch nicht mehr angeschnitten werden. Aber schon aus den Gehaltssätzen wird deutlich, daß diese rein vom Bibliothekarischen aus zu erreichenden Stellen unmittelbar — wie dies eben bezeichnend für die innere Struktur der öffentlichen Bildungsbücherei ist — neben den akademisch-direktorialen Gruppen stehen. Und das ist gut so!

Daß die ganze Frage der Besoldung aufs engste mit der gesamten Ausbildungs- und Prüfungsfrage zusammenhängt, darauf kann hier nur noch hingewiesen werden. Es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß auch hier die Verkopplung der geistig-pädagogisch-kulturpolitischen Tätigkeit des Volksbibliothekars und der Volksbibliothekarin mit dem so anders gearteten mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken nur schwerste Hemmung und Beeinträchtigung bedeutet. Das sollte auch von dieser Seite her bei den kommenden Erörterungen und Regelungen der Prüfungs- und Ausbildungsordnung beachtet werden!

Den Büchereien, die zu dieser Umfrage ihre Angaben gemacht haben, sei auch an dieser Stelle nochmals bestens gedankt.

Hans Hofmann

Verband Deutscher Volksbibliothekare

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare e. V. hat seine in Kassel im Jahre 1922 beschlossenen „Richtlinien für die Anstellung und Besoldung des Personals der Volksbüchereien", deren allgemeine Forderungen nach wie vor grundsätzlich vertreten werden, im Anschluß an die letzte Besoldungsreform einem Neudruck unterzogen. Danach sind hauptamtlich tätige Kräfte mit abgeschlossener Fachausbildung mindestens in die Gruppe 4b der preußischen, beziehungsweise 4c der Reichs-Besoldungsordnung einzustufen; für gehobene Posten wird die Vergütung nach Gruppe 3b gefordert. Nachdem ein gewisser Überblick über die Sondertarife der einzelnen Länder gewonnen war, wurde dieser Neudruck den deutschen Städten überreicht. Um den genannten und manchen anderen sich aus besonderen örtlichen Verhältnissen ergebenden Wünschen Nachdruck zu verschaffen, wurden außerdem in einer Reihe von Einzelfällen gutachtliche Äußerungen erteilt. Soweit zu beobachten ist, gewinnen unsere berechtigten Forderungen immer mehr an Boden. Eine in diesen Tagen zu veranstaltende Erhebung unter den Mitgliedern soll Klarheit über den Stand des Besoldungswesen nach der Neuordnung bringen. — Einzelne Exemplare des Neudrucks der „Richtlinien" werden von der Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, Berlin C 2, Breite Straße 37 (Stadtbibliothek), kostenlos abgegeben.

Zur Geschichte der deutschen Büchereibewegung

Der Verlag „Bücherei und Bildungspflege" Stettin hat soeben zu Ehren Constantin Nörrenbergs, des nach 42jähriger erfolgreicher Wirksamkeit aus seinem Amt scheidenden Düsseldorfer Stadtbibliothekars, dessen Schrift vom Jahre 1895: „Die Volksbibliothek, ihre Aufgabe und Reform" neu aufgelegt.

Es ist sehr zu begrüßen, daß damit eine der ersten Schriften der neueren Bücherhallenbewegung der Allgemeinheit wieder zugänglich gemacht und zugleich einem der verdienten Anreger und Führer der Bewegung beim Ausscheiden aus seiner Berufstätigkeit eine würdige Ehrung bereitet worden ist.

Auch sachlich ist das Schriftchen, das eine erste Begründung des Bücherhallengedankens in Vortragsform gibt, heute noch anregend zu lesen.

*

Der Büchereigedanke, der in Deutschland zuerst u. a durch Dr. Constantin Nörrenberg entscheidende Förderung erfahren hat, ist in den letzten drei Jahrzehnten von den verschiedensten Seiten her seiner Verwirklichung immer näher entgegengeführt worden. Es ist kein Zweifel, daß dabei die heftigen Auseinandersetzungen zwischen den sehr bald sich herausbildenden „Richtungen", wenn man auf die äußere Entwicklung und Ausbreitung des Büchereiwesens blickt, vielfach mehr hemmend und schädigend gewirkt haben. Was ihre innere Bedeutung war, und wie im gegenwärtigen Zeitpunkt, zu dem — nach einem bei beiden „Richtungen" weitverbreiteten Gefühl — die alten „Abgrenzungen" und Frontstellungen nicht mehr den Kern der Sache treffen, der Richtungsstreit zugunsten einer sachlichen Klärung der zweifellos vorhandenen Unterschiede und Gemeinsamkeiten abgebaut werden kann — das darzulegen, ist das Ziel der Schrift: „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei". Diese Schrift ist von Walter Hofmann verfaßt, wird aber als Veröffentlichung der Deutschen Zentralstelle herausgegeben. Die Schrift beschäftigt sich unter anderem auch ausführlich mit den Darlegungen, die Dr. Wilhelm Schuster in seinem Aufsatz „Historische und andere Irrtümer in der Kritik der Volksbildungsbewegung" gegeben hat, auf die wir bereits im 12. Jahrgang der „Hefte" S. 23ff. kurz eingegangen waren.

Wenn auch gegenüber der Schusterschen Darstellung die Schrift an entscheidenden Punkten zu einer anderen Auffassung von der Entwicklung der Deutschen Büchereibewegung

kommt, so geht sie mit Schuster doch vollkommen in dem Bestreben überein, heute endlich die Möglichkeiten zu suchen zu einer sachlich ertragreichen, gemeinsamen Arbeit an allen den Punkten, an denen dies auf Grund gemeinsamer sachlicher Überzeugungen möglich ist. Es ist sehr zu hoffen, daß auch da, wo die Unterschiede in der Sache oder in der geschichtlichen Auffassung weiter bestehen bleiben müssen, dieser Wille zu einer würdigen sachlichen Auseinandersetzung und einer gemeinsamen Arbeit nicht wieder verlorengeht. Jeder, der in diesem Sinne in den nächsten Jahren an der Büchereiarbeit in Deutschland mitwirken will, wird daher grade an den Ausführungen dieser Schrift nicht vorübergehen können.

*

Ganz den Aufgaben der Gegenwart, wie sie sich besonders in der Büchereiarbeit der kleineren Städte und auf dem Lande ergeben, ist der Vortrag von Hans Hofmann zugewandt: „Zum kommunalen und staatlichen Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens". Die Gesichtspunkte und Forderungen, die hier für eine planmäßige Verwirklichung der Büchereiarbeit entwickelt werden, dürfen wohl den Anspruch erheben, daß sie — aus den Beobachtungen und Erfahrungen der Praxis erwachsen — ohne Unterschied der Richtungen die gemeinsame Überzeugung derer wiedergeben, die in der Beratungs- und Aufbauarbeit tätig sind. Gerade an dieser Stelle ist eine gemeinsame Arbeit der deutschen Volksbibliothekare ganz besonders unumgängliche Voraussetzung für eine weitere Entfaltung des deutschen Büchereiwesens.

Hauptversammlung des Sächsischen Lehrervereins

Die vielfachen Arbeitsbeziehungen, die zwischen der Erwachsenenbildung, vor allem der Büchereiarbeit, und der Volksschullehrerschaft bestehen, kamen auch bei der 20. Hauptversammlung des Sächsischen Lehrervereins, die vom 2.—4. April 1928 in Chemnitz stattfand und bei der etwa 5000 sächsische Volksschullehrer anwesend waren, in mannigfacher Weise zum Ausdruck. Die Staatliche Sächsische Facharbeitsstelle und die beiden Amtlichen Sächsischen Kreisberatungsstellen für das volkstümliche Büchereiwesen in Schwarzenberg und Leipzig hatten für die offiziellen Einführungsschriften, die die Teilnehmer erhielten, ein kurzes Auskunftsblatt über Wesen und Ziel der volkstümlichen Bücherei und den Aufbau der Büchereiarbeit in Sachsen hergestellt, um so grade auch die Kreise der Lehrerschaft auf das pädagogische Problem der Büchereigestaltung und die Möglichkeit der Zusammenarbeit hinzuweisen. Demselben Zwecke dienten einführende Aufsätze, die dankenswerterweise einige Chemnitzer Zeitungen während der Tagung veröffentlichten. Ferner hatten die genannten Stellen — gemeinsam mit der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen — innerhalb der großen Schulpädagogischen Ausstellung des Chemnitzer Lehrervereins eine Ausstellung von volksbibliothekarischen Arbeitsmaterialien, Anschauungs- und Unterrichtstafeln und -modellen veranstaltet, die ebensosehr die Anteilnahme der allgemein-pädagogisch Interessierten wie der in der Büchereiarbeit Tätigen fand und die bei den zahlreichen Besprechungen, die sich während der Tagung ergaben, wertvolle Dienste zur Illustration und Vertiefung der mündlichen Mitteilungen leistete. Schließlich nahmen sowohl an den Hauptvorträgen, die von Privatdozent Dr. A. Niekel-Braunschweig (Die Demokratisierung der Bildung) und Lehrer Fiedler-Chemnitz (Gehalt und Gestalt des Geschichtsunterrichtes in der Volksschule) gehalten wurden, wie an den Gruppenveranstaltungen, besonders an der Tagung der Sächsischen Jugendschriftenausschüsse, mit einem sehr interessanten Vortrag von Paul Wagner-Leipzig über das belehrende Jugendbuch, seine Formen und Verwendungsmöglichkeiten im Unterricht, Mitarbeiter der sächsischen Büchereiberatungsstellen teil. Dabei zeigte sich erneut, wie nah beieinander die Arbeitsprobleme und -aufgaben der Bildungsarbeit in der Schule und in der öffentlichen Bücherei liegen, und daß die Erwachsenen-

bildung die Grundlegung ihrer Arbeit durch einen lebendigen, neuzeitlichen Unterricht nicht hoch genug einschätzen kann.

Und es kann gesagt werden, daß die Tagung in ihren Vorträgen wie vor allem auch in der außerordentlich interessanten und reichen Ausstellung des Chemnitzer Lehrervereins ein beredtes Zeugnis dafür ablegte, mit welchem Ernst und mit welcher Leidenschaft in den Kreisen der sächsischen Volksschullehrerschaft den Fragen nachgegangen wird, die die Gegenwart, grade auch von den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen her, besonders in einem so industrialisierten, dichtbevölkerten Land wie Sachsen an den Pädagogen stellt.[1]

H. H.

Zu unserer Abbildungsbeilage

Fahrbare Bücherei des Verbandes der Volksbüchereien im Saargebiet

Anschließend an den Bericht in der letzten Nummer unserer Zeitschrift (S. 138–141) bringen wir heute zwei Bilder des Bücherautos. Das eine stellt es hinein in die typische Industrielandschaft des Saargebietes auf dem Weg nach dem Ausleiheort. Das zweite gibt einen Blick in das Innere des Wagens so, wie er an dem Ort der Ausleihe vor dem Schulhaus steht. Die Ausleihe selbst geht, wie das letzte Mal gesagt, im Schulhaus vor sich an Hand des Buchkartenapparates, in Ruhe, Wärme und Sicherheit vor Wind und Wetter und in genügend großem, vertrautem Raum. Dann kommen die Leser mit der Eintragung im Leseheft an den Wagen, wo der Chauffeur das aufgeschriebene Buch rein mechanisch ausgibt. Schwierigkeiten machten bei der Konstruktion des Wagens die Sicherungen der Bücher in halbvollen Gestellen während der stark schütternden Fahrt. Die Ansicht des geöffneten Wagens läßt die Laufstangen für die Stützen ein wenig erkennen. — Das Innere des Wagens ist elektrisch beleuchtet. Der Wagen würde bei voller Beladung weit über 2000 Bände fassen, des Gewichtes wegen machen wir aber davon keinen vollen Gebrauch, sondern gehen über 1800 Bände nur selten hinaus.

A. W.

Personalnachrichten

Am 1. Oktober 1927 wurde an den städtischen Volksbüchereien und Lesehallen zu Breslau die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters eingerichtet. Diese wurde mit Wirksamkeit vom 1. April 1928 in die Stelle eines wissenschaftlichen Bibliothekars (Besoldung nach Gruppe 2b der preußischen Besoldungsordnung) umgewandelt und Herrn Dr. Georg Adolf Narciß zugesprochen.

[1] Das oben erwähnte Auskunftsblatt „Die volkstümliche Bücherei", das zur ersten Information für die Träger des Büchereiwesens wie für die Öffentlichkeit in Staat und Kommune geeignet ist, ist durch die Deutsche Zentralstelle unberechnet zu erhalten.

Dieses Heft enthält Beiträge von Dr. Bernhard Rang, Gera, Goethestr. 1a; Dr. Helene Nathan, Berlin-Neukölln, Ganghoferstr. 3/5; Dr. Maria Steinhoff, Köln, Andreaskloster 5, sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Hans Hofmann, Dr. Walter Hoyer, Dr. Fritz Klatt-Prerow-Darß, Dr. Peter Langendorf, Erich Thier.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Bundesverlag, Wien, I., Schwarzenbergstraße 5. —
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Maximilian Mayer, Wien, I., Minoritenplatz 5. —
Druck der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien. 313 28

Zum 1. Januar 1929 suchen wir einen

hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter

(geprüften Volksbibliothekar)

Hinreichende theoretische Schulung und praktische Büchereitätigkeit Bedingung. Vertrautheit mit dem niederdeutschen Volkstum erwünscht.

Die Anstellung erfolgt auf Privatdienstvertrag. Gehalt nach Übereinkunft.

Ausführliche Meldungen mit Lebenslauf, Bildungsgang, Zeugnisabschriften, Lichtbild und Gehaltsansprüchen bis 15. November 1928 an den

Leiter der Beratungsstelle für Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover
Hannover, Sedanstraße 37

An der

Städtischen öffentlichen Bücherei zu Flensburg

ist sofort die Stelle einer

Bibliotheksassistentin

zu besetzen. Anstellung auf Privatdienstvertrag nach Besoldungsgruppe A 4 c, Ortsklasse B, für über 24 Jahre alte Bewerberinnen. Bis zur Erreichung dieser Altersgrenze werden nur 80 Prozent der vorgenannten Bezüge gezahlt.

Für die Stelle besteht, wenn auch kein Rechtsanspruch, so doch Anwartschaft auf Ruhegeld nach besonderer Ordnung, ähnlich wie bei Beamten.

Damen, die die Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst, insbesondere für den Dienst an Volksbüchereien, bestanden haben, wollen Bewerbungen mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf einsenden bis zum 20. Oktober 1928 an den

Magistrat Flensburg
Schulabteilung